



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„Gemeinschaftliches Wohnprojekt B.R.O.T.-Haus“

Praktiken zur Herstellung von Solidarität

verfasst von / submitted by

Sabine Hagen BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien, 2016 / Vienna, 2016

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on the student record sheet:

A 066 905

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on the student record sheet:

Masterstudium Soziologie

Betreut von / Supervisor:

Univ.-Prof. Dr. Rudolf Richter

Danken möchte ich meinen Eltern, die mich beide sehr unterstützt haben.

Gewidmet ist die Arbeit meinen beiden geliebten Kindern, Paulina und Rosalina, mögen auch sie ihre Ziele erkennen und verwirklichen können!

Ich möchte mich an dieser Stelle auch ganz herzlich bei den Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern des B.R.O.T.-Hauses für ihr Entgegenkommen bedanken, sie haben mir ihre Türen geöffnet und mir ihr Wissen zur Verfügung gestellt. Sie haben mir ihre Zeit und ihr Vertrauen geschenkt, mich zu ihrem Fest eingeladen und mir dadurch die Möglichkeit gegeben, viele wichtige Informationen über das B.R.O.T.-Haus zu erhalten.

Ganz besonderen Dank möchte ich an dieser Stelle auch an Frau Renate Schattovits und Herrn Dr. Helmuth Schattovits aussprechen.

Vorwort

Das B.R.O.T.-Haus Hernals begleitet mich seit einiger Zeit. Begeistert war ich anfangs von dem schönen Garten und der ansprechenden Architektur des Hauses, der Zusammenhalt schien einfach da zu sein. Je weiter mein Soziologie Studium voranschritt und je mehr ich über unterschiedlichen Dynamiken erfuhr, die in unserer Gesellschaft wirksam sind, desto mehr faszinierte mich das B.R.O.T.-Haus. Die Antwort einer Bewohnerin auf meine beiläufige Frage nach der Zauberformel zur Aufrechterhaltung einer so engen Hausgemeinschaft ließ mein Interesse weiter steigen. Sie gab mir die schlichte Antwort „es ist harte Arbeit“ und so beschloss ich in Folge, mich in meiner Masterarbeit, mit dem Thema Gemeinschaftliches Wohnen, auseinanderzusetzen.

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung.....	7
1.1	Fragestellung	8
1.2	Aufbau der Untersuchung.....	8
2	Soziologischer Hintergrund.....	10
2.1	Was ist unter Individualisierung zu verstehen?.....	10
2.2	Exkurs: Auswirkungen von Individualisierung auf unser Wohnen.....	12
2.3	Großstadtkritik und Destabilisierung.....	14
3	Forschungsinteresse Gemeinschaftliches Wohnen	15
3.1	Begriffsdefinition	15
3.2	Entstehungsgeschichte und Verbreitung	17
3.3	Gründe für den Anstieg Gemeinschaftlichen Wohnens.....	18
3.4	Wen spricht Gemeinschaftliches Wohnen an?	19
3.5	Konfliktpotentiale in Gemeinschaftlichen Wohnprojekten.....	21
3.6	Internationale Gemeinschaftliche Wohnprojekte	24
3.7	Nationale Gemeinschaftliche Wohnprojekte	27
3.8	Forschungsgegenstand B.R.O.T.-Haus Hernals	30
3.8.1	Das B.R.O.T.-Konzept.....	30
3.8.2	Gründung des gemeinnützigen Vereins B.R.O.T.....	31
3.8.3	Beten – Reden – Offensein – Teilen	32
3.8.4	Bauliche Umsetzung des B.R.O.T.-Hauses Hernals.....	34
3.8.5	Hausbegehung des B.R.O.T.-Hauses Hernals	36
3.8.6	Die Entstehung weiterer B.R.O.T.-Häuser	38
4	Blickwinkel Solidarität.....	41
4.1	Der Solidaritätsbegriff in der Fachliteratur.....	42
4.2	Exemplarische Solidaritätskonzepte und deren Defizite	44
4.3	Problem der Anbindung an einen Theoretische Bezugsrahmen	48
4.4	Die vier Solidarnormen nach Tranow.....	51
5	Methodische Herangehensweise	54
5.1	Feldzugang und Rahmendbedingungen	55
5.2	Erhebung	57

5.2.1	Expertinnen-/Experteninterviews	58
5.2.2	Teilnehmend Beobachtung	61
5.3	Auswertung	62
5.3.1	Strukturmerkmale der Theorie sozialer Praktiken	63
5.3.2	Auswertung nach sozialen Praktiken	66
6	Ergebnisse	67
6.1	Praktiken zur Herstellung von Solidarität im B.R.O.T.-Haus	68
6.1.1	Beitrag zur Herstellung von Solidarität durch Bereitstellungspraktiken	68
6.1.2	Beitrag zur Herstellung von Solitarität durch Verteilungspraktiken	71
6.1.3	Beitrag zur Herstellung von Solitarität durch Unterstützungspraktiken	74
6.1.4	Beitrag zur Herstellung von Solitarität durch Loyalitätspraktiken	76
6.2	Teilnehmende Beobachtung	79
6.3	Fazit	80
7	Ausblick	82
8	Literatur	83
9	Anhang	89
9.1	Tabelle Praktiken der Solidarität	89
9.2	Pläne zum B.R.O.T.-Haus	100
9.3	Zusammenfassung	107
9.4	Abstract	107
9.5	Lebenslauf	108
9.6	Eidesstattliche Erklärung	109

1 Einleitung

In Österreich, wie in vielen anderen westlichen Ländern, ist in den letzten Jahren ein Anstieg an Gemeinschaftlichen Wohnprojekten zu verzeichnen, dieser Anstieg kann als eine Konsequenz zunehmender Modernisierungs- und Individualisierungsprozesse, gesehen werden. Diese Prozesse führen, wie unterschiedliche Studien belegen, unter anderem zu einer Destabilisierung zahlreiche Lebensbereiche und einer zunehmenden Überforderung des Individuums. Mit Beginn der Industrialisierung kam es zu einer Loslösung des Menschen aus seinen traditionellen Bindungen, Lebensentwürfe fanden ab diesem Zeitpunkt nicht mehr fast ausschließlich innerhalb der eigenen sozialen Klasse oder den familialen Strukturen statt. Weitere zentrale Entwicklungen waren die schwindende Dominanz der Familie, der Wandel der Geschlechterrollen sowie die Differenzierung von einzelnen Lebensbiografien (Fedrowitz, Gailing 2003).

Durch diese Herauslösung aus traditionellen Bindungen gewinnt das Individuum zwar subjektiv an Freiheiten, die Nutzung dieser zunehmend komplexen Freiheiten muss jedoch auch in seinen Folgen vom Individuum selbst getragen werden. Durch die Vielzahl an unterschiedlichen Entscheidungsmöglichkeiten und nicht intendierten Fehlentscheidungen kommt es zu einer wachsenden Unsicherheit. Immer mehr Menschen fühlen sich, durch diese negativen Folgen der Individualisierung unter Druck gesetzt, sie wollen zwar weiterhin frei Entscheidungen treffen können, suchen für ihre Entscheidungen aber wieder stärker den Rückhalt in neuen Zugehörigkeiten. Das trifft auch auf einen der zentralsten Bereiche des Menschen zu, dem Wohnen, welches derzeit in der steigenden Nachfrage und Entstehung von Gemeinschaftlichen Wohnprojekten zu erkennen ist. In einer Gemeinschaft zu Hause zu sein, beziehungsweise Gemeinschaftlich zu Wohnen ist nichts Neues, vor der Industrialisierung stellte diese Form des Wohnens, die für die meisten Menschen übliche Wohnform dar. Die heute gängige Form, immer weniger wenige Personen, auf zunehmend mehr Wohnraum, in abgeschlossenen Wohneinheiten, war in der Geschichte des Wohnens unüblich.

Durch die Ablösung aus traditionellen gesellschaftlichen Lebensformen, durch postindustrielle Werte der Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung, haben wir nun die Möglichkeit frei zu wählen, mit welchen Menschen wir Gemeinschaftlich Wohnen wollen. Daraus

entsteht jedoch auch ein Spannungsverhältnis, einerseits als Teil der Gesellschaft individualisiert zu sein und andererseits solidarisch mit einer Gemeinschaft zu Leben. Die Umsetzung und Aufrechterhaltung Gemeinschaftlichen Wohnens ist daher nicht einfach und viele Projekte scheitern bereits in ihrem Entstehungsprozess. In den unterschiedlichsten Gemeinschaftlichen Wohnprojekten taucht immer wieder der Begriff ‚Solidarität‘ als Basis der Projektbeschreibung auf. Diese Arbeit geht daher der Frage nach, durch welche sozialen Praktiken in einem Gemeinschaftlichen Wohnprojekt ‚Solidarität‘ herstellen wird, um dieses aufrecht zu erhalten. Als Forschungsobjekt wurde dazu das B.R.O.T.-Haus Hernals, es besteht bereits seit 25 Jahren, in Wien ausgewählt, des Weiteren wurden zahlreiche weitere B.R.O.T.-Häuser in den letzten Jahren gegründet.

1.1 Fragestellung

Aufbauend auf der Individualisierungstheorie von Beck stellt sich nun die Frage, wie es den Menschen im B.R.O.T- Haus gelingt den Ambivalenzen von Tradition und Individualisierung, zu begegnen? Welche Praktiken dazu führen, dass trotz Individualisierung, Solidarität unter den Bewohnerinnen und Bewohnern hergestellt wird und in Folge eine Hausgemeinschaft über einen längeren Zeitraum hergestellt werden kann.

Die Masterarbeit versucht folgende Forschungsfrage zu beantworten: „*Welche Praktiken werden von den Bewohnerinnen und Bewohnern eines Gemeinschaftlichen Wohnprojekts angewandt, um Solidarität herzustellen?*“ Oder mit anderen Worten durch welche Praktiken wird in einem Gemeinschaftlichen Wohnprojekt erfolgreich Solidarität hergestellt, was tun die Bewohnerinnen und Bewohner konkret, um eine tragende Hausgemeinschaft zu etablieren?

1.2 Aufbau der Untersuchung

Der Aufbau der Arbeit strukturiert sich folgendermaßen: Zunächst wird unter Punkt zwei der soziologische Hintergrund zum Thema Gemeinschaftliches Wohnen näher beleuchtet, dabei wird der Begriff Individualisierung nach Beck vorgestellt und was Individualisierung mit Gemeinschaftlichem Wohnen verbindet. Es folgt ein Exkurs in die Geschichte unseres

Wohnens und die Auswirkungen von Individualisierung auf unsere heutige Art des Wohnens in Einzelhaushalten. Im Kapitel Großstadtkritik und Destabilisierung wird aufgezeigt, wie sich unsere individualisierte Lebensweise besonders in den großen Städten auswirkt und dort zu Anonymität und Isolation führt. Punkt drei zeigt das Forschungsinteresse auf und beginnt zunächst mit der Begriffsdefinition, im Anschluss daran wird auf die Entstehungsgeschichte und die Verbreitung von Gemeinschaftlichem Wohnprojekten eingegangen. Es folgen die Gründe, warum in den letzten Jahren ein Anstieg dieser Wohnform zu verzeichnen ist, beziehungsweise welche Menschen sich von Gemeinschaftlichem Wohnen angesprochen fühlen. Diese Art zu Wohnen birgt auch Konflikte, die häufigsten werden in diesem Kapitel angesprochen, danach wird ein Blick auf internationale wie nationale ‚Cohousing‘-Projekte geworfen. Nach den internationalen wie nationalen Projekten wird in Folge auf den Forschungsgegenstand B.R.O.T.-Haus Hernals eingegangen. Punkt vier bezieht sich auf den Theoretischen Blickwinkel von Solidarität, der zur Beantwortung der Forschungsfrage herangezogen wurde, dazu ist zunächst der Begriff näher einzugrenzen. Da der Begriff Solidarität ein sehr breites Definitionsspektrum aufweist, war es nicht einfach eine passende Rahmung für diese Arbeit zu finden. Es wurden daher drei exemplarische Solidaritätskonzepte und deren Defizite vorgestellt, um im Anschluss daran, auf das Problem der Anbindung an einen Theoretischen Bezugsrahmen einzugehen. Im Anschluss an den Theoretischen Teil folgt unter Punkt 5 der Empirische mit einer Methodischen Herangehensweise zum Forschungsgegenstand B.R.O.T.-Haus Hernals, der Punkt beinhaltet den Feldzugang sowie die Rahmenbedingungen der Erhebung. Die Erhebungsmethoden und die Auswahlkriterien dafür werden in der Folge erörtert, ebenso wird kurz definiert, was unter sozialen Praktiken verstanden wird, um die Auswertung der Forschungsfrage vornehmen zu können. Unter Punkt 6 werden die Ergebnisse der Studie dargelegt, beziehungsweise folgt ein kurzer Ausblick auf weiterführende Fragestellungen zum Thema Gemeinschaftliches Wohnen, gefolgt vom Literaturverzeichnis.

2 Soziologischer Hintergrund

Um die Forschungsfrage in Folge beantworten zu können, ist es zunächst wichtig die Soziologische Relevanz des Themas Gemeinschaftliches Wohnen näher darzulegen und danach zu fragen, warum dieses Thema in der heutigen Zeit überhaupt von Bedeutung ist. Dazu wird zunächst eine Entwicklung näher betrachtet, die seit der Industrialisierung zunehmend an Bedeutung gewonnen hat und somit auch immer stärkere Auswirkung auf das Individuum mit sich bringt. Es ist von Individualisierungsprozessen die Rede, diese haben Auswirkungen auf sämtliche Bereiche des menschlichen Lebens, nicht zuletzt auch auf die Art und Weise, wie wir unser Wohnen gestalten. Individualisierung bedeutet einerseits mehr Freiheiten und Wahlmöglichkeiten für das Individuum und andererseits dadurch auch wesentlich mehr Eigenverantwortung.

2.1 Was ist unter Individualisierung zu verstehen?

Eine Definition des Begriffs liefert der deutsche Soziologe Ullrich Beck: „Was meint das Konzept gesellschaftlicher Individualisierung? Kollektive und gruppenspezifischen Sinnquellen (z.B. Klassenbewusstsein, Fortschrittsglauben) der industriegesellschaftlichen Kultur, die noch weit ins 20. Jahrhundert hinein die wesentlichen Demokratie- und Wirtschaftsgesellschaften gestützt haben, werden aufgezehrt, aufgelöst und entzaubert. Dies führt u. a. dazu, dass mehr und mehr alle Definitionsleistungen den Individuen selbst aufgelegt werden; das meint – grob vereinfacht – der Begriff gesellschaftliche Individualisierung“ (Beck 1995: 185).

In der heutigen Zeit steht die westliche Gesellschaft nicht mehr vor jener Herausforderung, wie vor der Industriellen Revolution, aus ihren ständisch, religiös-transzendentalen Bindungen herausgelöst zu werden. Die neue Herausforderung liegt darin, sich individuell behaupten zu müssen und unter der Vielzahl von Wahlmöglichkeiten, eine richtige Entscheidung zu treffen. Ermöglicht wurde diese Freisetzung des Individuums durch einen Institutionenwandel, ältere kollektive Institutionen von Herrschaft, Versorgung, Wissen und Sinnstrukturen wurden von neuen Institutionen überlagert. Direkte Handlungssteuerungen wie kollektive Moral, Klassenmilieu, traditionale Familienformen, Kooperationen

in örtliche Gemeinschaften und traditionale Geschlechterbeziehungen haben sich verändert (Leisering 1998: 66). Diese Freisetzung ermöglicht nun dem Individuum einerseits mehr Handlungsspielraum, wir fühlen uns dadurch nicht mehr unmittelbar fremdgesteuert, werden jedoch andererseits mit neuen Abhängigkeiten konfrontiert. So wird unser heutiges Handeln, von neu entstandenen sogenannten „sekundären Institutionen“ (Beck 1986, 2011), indirekt bestimmt. Wir haben zwar die Möglichkeit Chancen individuell zu nutzen, wir können aber auch an diesen Möglichkeiten scheitern, beziehungsweise den Zugang dazu, gar nicht erst erhalten.

Diese neuen Abhängigkeiten basieren oft auf unpersönlichen Beziehungen zu wechselnden Akteuren und abstrakten Herrschaftsverhältnissen, sie realisieren sich über informelle Kanäle und mentale Antizipation von Handlungsspielräumen (vgl. Leisering 1998: 66). Entscheidungen und Ambivalenzen, die früher im Familienverband, im Dorf oder dem Rückzug in die soziale Klasse und Gruppe ihren Rückhalt fanden, müssen vom Individuum nun zunehmend selbst interpretieren und getragen werden. Indem wir uns individualisiert haben, haben wir uns von zahlreichen Bindungen befreit, haben dadurch aber auch einen persönlichen Rückhalt eingebüßt. Es wird zunehmend schwieriger mit der steigenden Komplexität von Wahlmöglichkeiten, den „riskanten Freiheiten“ (Beck, Beck-Gernsheim 1994) umzugehen. Die komplexen Folgen von Entscheidungen sind oft nicht mehr durchschaubar und dadurch wird es auch immer schwieriger verantwortungsvolle Entscheidungen zu treffen (vgl. Beck 1995: 185).

Trotzdem gehört für Beck Individualisierung zur Modernisierung dazu, er spricht dabei von einer dreifachen Individualisierung (Beck 1986: 206), der Herauslösung aus traditionellen Bindungen, dem Verlust von traditionellen Sicherheiten und infolge von einer neuen Art der sozialen Einbindung. Die Menschen werden erstens durch Individualisierung frei, zweitens dadurch gleichzeitig unsicherer und drittens versuchen sie diese Unsicherheiten durch neue Zugehörigkeiten aufzufangen. Individualisierung ist vor allem eine Veränderung von Lebenslagen und Biografie-Mustern, kapitalistisch-marktwirtschaftliche Prinzipien fordern ein zunehmend individualistisches Persönlichkeitsprofil. So sind berufliche Mobilität, die Unabhängigkeit von familiären Bindungen sowie die Selbstdarstellung, Voraussetzungen für einen sozialen Aufstieg. „Die Anteile der prinzipiell entscheidungsver-

schlossenen Lebensmöglichkeiten nehmen ab, und die Anteile der entscheidungsoffenen, selbst herzustellenden Biografie nehmen zu“ (Beck, Beck-Gernsheim 1990: 12f).

Es steht dem Individuum somit grundsätzlich offen, sich für eine Biografie seiner Wahl zu entscheiden, dadurch verblassen aber auch zunehmend die traditionellen, sozialen Identitäten. Wir sind somit mehr auf uns alleine gestellt, aus unseren kollektiven Bindungen herausgelöst und in unseren Entscheidungen individuell freigesetzt. Durch die Auflösung der Identität mit der sozialen Klasse, kommt es zu einer Gegenbewegung und soziale Ungleichheiten verschärfen sich, so werden oder können Chancen nicht genutzt werden, daraus leitet sich aus unserem Handeln eine persönliche Schuld ab (vgl. Treibel 2006). Weil wir uns zu unserem „eigenen Lebens Schmied“ (Rauschenbach 1994: 91) gemacht haben, müssen wir auch die Konsequenzen von Scheitern, wie falsch oder nicht getroffene Entscheidungen, selbst tragen.

2.2 Exkurs: Auswirkungen von Individualisierung auf unser Wohnen

Wie sich durch Individualisierung, Modernisierung und abnehmende traditionelle Bindungen auch unsere Art zu Wohnen nachhaltig verändert hat, soll im nachfolgenden Text kurz erläutert werden. Wie wir Wohnen hat sich im Laufe der Zeit verändert, diese Veränderungen gehen mit einem sozialen Wandel von Ehe, Familie, Arbeitsteilung, Herrschaftsorganisation und Geschlechterverhältnis einher. Im Mittelalter war Wohnen von zahlreichen gemeinschaftlichen Elementen geprägt, die dominierende Haushalts- und Wirtschaftsform war die, des „Ganzen Hauses“. In dieser für die damalige Zeit notwendigen Arbeits- und Überlebensgemeinschaft, bestand Arbeitsplatz und Wohnort aus voneinander nicht getrennte Einheiten. Die Gemeinschaft setzte sich in der Regel aus dem patriarchalen Hausvater, der Ehefrau, den Kindern und weiteren Familienangehörigen sowie den Gesellen, Hausbediensteten und Tagelöhnern zusammen. Mit Beginn der Industrialisierung veränderte sich diese, auf wirtschaftlichen Abhängigkeiten basierende Form des Gemeinschaftlichen Wohnens jedoch sehr stark. Durch die Auslagerung des Arbeitsplatzes aus dem familialen Kontext, verloren zunächst die nicht verwandten Haushaltsmitglieder ihre Berechtigung im Haushalt zu leben (Fedrowitz, Gailing 2003: 19). Gemeinschaft als strukturierendes Element des Wohnens ging im Zuge des Industrialisierungs- und Urbanisierungs-

prozesses immer mehr verloren. Es entwickelten sich Privathaushalte, die durch ihre geringere Anzahl an Haushaltsmitgliedern eine neue Emotionalität und Intimität innerhalb der Familie entstehen ließ. Des Weiteren war durch die Zunahme der staatlichen Versorgungssysteme, die Lebensführung der Menschen immer weniger auf die familiäre Unterstützung und Risikoabsicherung angewiesen (Häußermann, Siebel 2004: 72).

Doch bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden auch die problematischen Auswirkungen der Industrialisierung auf die Menschen aufgegriffen und nach unterschiedlichen Lösungsversuchen gesucht. Die Form des sozialen Zusammenlebens hatte sich gewandelt und „die Auflösung von familiären Banden“ beklagt „der vereinsamte, heimat- und wurzellose, der Vermassung und letztendlich der Verelendung preisgegebene Mensch“ galt als Negativbeispiel für die rasch wachsenden Industriestädte (Bertels 2013: 7). Utopisten wie der Franzose Charles Fourier (1772-1837) begannen Pläne für genossenschaftliche Mustersiedlungen zu entwickeln, die sogenannten Phalanges, wo Feste, Kommunikation und Kindererziehung, ebenso wie die alltägliche Haushaltsverrichtung wieder gemeinschaftlich organisiert werden sollten. Ebenso erarbeitete der Schotte Robert Owen (1771-1858) Pläne für kollektiv organisierte Industriedörfer, um ein besseres gemeinschaftliches Zusammenleben zu fördern (Fedrowitz, Gailing 2003: 21).

Bemühungen dieser Art wurden auch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts fortgesetzt und zahlreiche Versuche unternommen, das soziale Zusammenleben in den Industriestädten zu verbessern. Ebenezer Howard schlug in seinem 1898 veröffentlichten Buch „Garden Cities of Tomorrow“ den Bau von autonomen, wirtschaftlich unabhängigen Siedlungen, als Alternative zur kritisierten Industriestadt vor. Nicht alle Bewegungen, Wohnen zu verbessern waren rein idealistisch gedacht, so wurden Fabrikarbeiterinnen und -arbeitern in den sogenannten ‚Werkssiedlungen‘ verbesserte Wohnungen zur Verfügung gestellt, um diese dadurch, stärker an die Fabrik zu binden. Im „Roten Wien“ startete ab 1923 ein kommunales Wohnbauprogramm und Wohnkomplexe wie der 1930 eröffnete Karl-Marx-Hof entstanden. Geschäfte, Gasthäuser und Arztpraxen, Kindergärten, Mutterberatungsstellen, Bibliotheken, Veranstaltungssäle, Kinos, Werkstätten, Ateliers und Parks bildeten die zahlreichen Gemeinschaftseinrichtungen. „Beim Wohnbau sollte nicht nur an die Sicherung des Obdaches, sondern auch an die körperliche und seelische Gesundheit und an den kulturellen Aufstieg der Bevölkerung gedacht werden“ (www.dasrotewien.at).

Erst in den späten 1960er und 1970er Jahren entwickelten sich wieder vermehrt Gemeinschaftliche Wohnprojekte. In den meisten Fällen waren diese radikale Antworten auf „die Dominanz rein familialer, nicht-gemeinschaftlicher und technokratischer Wohnkonzepte“, sie entstanden als „Wohnkollektive im Kontext von Studentenbewegung“ und „selbstverwalteter Hausbesetzungen“ (Fedrowitz, Gailing 2003: 24). Es zeigt sich, dass die gesellschaftliche Veränderung langfristig auch unsere Art zu Wohnen beeinflusst hat, vom „Ganzen Haus“ bis hin zum heutigen für westliche Gesellschaften üblichen isolierten Familienhaushalt. Diese Wohnform stellt die dominierende Form des modernen Wohnens dar, weiter beeinflusst durch steigenden Wohlstand, wodurch zunehmend mehr Raum von immer weniger Menschen bewohnt wird (Sennlaub 2005: 323).

2.3 Großstadtkritik und Destabilisierung

Vor allem die Kritik an der Großstadt geht mit Schlagworten wie „Isolation, Anonymität, Verlust sozialer Bindungen, steigender Kriminalität sowie einem generellen Verfall kultureller und menschlicher Werte“ (Becker/Neusel 2001: 1) einher. Über die Ambivalenz der Urbanisierung schreibt Simmel „Dieser Prozess der Individualisierung fände jedoch ohne die typische Reserviertheit und Distanz der städtischen Lebensweise in der Dichte der Großstadt keinen sozialen Raum. In dem Maße, indem die Großstadt Ort von Blasiertheit, Reserviertheit und Intellektualisierung ist, ist sie auch Ort der Emanzipation aus engen sozialen Kontrollen und Ort der Individualisierung. Größe, Anonymität und Einsamkeit in der Großstadt sind zugleich die Voraussetzungen der Freiheit“. So entstehen neue Formen der Vergemeinschaftung auch an Orten, die für Anonymität, flüchtige Kontakte, Rationalität und lose Beziehungen kennzeichnend sind (Simmel 1903: 123f.).

Gemeinschaftliche Wohnprojekte, so Reimer, können auf der individuellen Ebene als „Puffer gegenüber den sozialen und ökonomischen Härten einer kapitalistischen Marktgemeinschaft“ (Reimer 2013: 19) gesehen werden. Wie in der bereits erwähnten „dreifachen Individualisierung“ von Beck (Beck 1986: 206), leben Individuen heute freier, verlieren dadurch aber auch an Sicherheiten und suchen sich in Folge neue Zugehörigkeiten. Herausgelöst, aus traditionellen Bindungen, müssen soziale Beziehungen, vor allem in der Großstadt, aktiv und selbst hergestellt werden, um sozialer Vereinsamung und Lebensrisi-

ken besser begegnen zu können (Beck 1986: 118). Der Anstieg an Gemeinschaftlichen Wohnprojekten wird daher mit einer steigenden Überforderung aufgrund von Individualisierung und dem Verlust von traditionellen Bindungen in Verbindung gebracht. Wir wollen uns, vor allem in der Anonymität der Großstadt, wieder vermehrt dem unterstützenden Netzwerk einer Gruppe zugehörig fühlen. Dieses Netzwerk wollen wir jedoch frei wählen können, das trifft auch auf einen unserer zentralsten Lebensbereiche zu, die Art wie wir unser Wohnen gestalten.

3 Forschungsinteresse Gemeinschaftliches Wohnen

In den letzten Jahrzehnten hat sich der soziale Wandel besonders auch in einer Pluralisierung und Individualisierung von Haushalts- und Familienformen gezeigt, die historisch untypische Familienform, wie sie für die 1950 und 1960 Jahre Gültigkeit hatte, begann sich zu verändern. Die moderne Kleinfamilie, eine selbstständige Haushaltsgemeinschaft, in Form eines verheirateten Elternpaares mit seinen Kindern, stellte zu dieser Zeit ein übliches Modell dar (Fedrowitz, Gailing 2003: 25). Seitdem ist es jedoch zu einer breiteren, positiven Akzeptanz von unterschiedlichsten Haushaltsformen, wie zum Beispiel Alleinstehenden (Singles), unverheiratet zusammenlebenden Paaren und Alleinerziehenden gekommen. Der Ausbau des Wohlfahrtsstaates, ein hohes Wohlstands- und Bildungsniveau, sowie die veränderte Rolle der Frauen haben zur Entwicklung dieser neuen Haushaltstypen maßgeblich beigetragen. Auch Gemeinschaftliche Wohnprojekte, mit unterschiedlichster Schwerpunktsetzung, konnten aufgrund dieser neuen Akzeptanz heraus entstehen und sich in steigender Zahl entwickeln. Oft sind sie Reaktionen auf Defizite, die im Kollektiv besser abgedeckt werden können, ein Nutzen aus einem Zusammenschluss, sei er räumlich, finanzielle oder organisatorisch (Brandl, Gruber 2014: 10).

3.1 Begriffsdefinition

Die mittlerweile zahlreichen internationalen wie nationalen Gemeinschaftlichen Wohnprojekte unterscheiden sich durch ihre Größe, ihre Lage, die Art des Eigentums, der Architektur und den Zielen, unter denen sich Menschen zusammengefunden haben. Sie basieren

jedoch alle auf den gleichen Prinzipien: In einem partizipativen Prozess, der mit der Gruppenfindung beginnt, sich über die Planungs- und Bauphase, des jeweiligen Projekts erstreckt, organisieren die zukünftigen Bewohnerinnen und Bewohner ihr Projekt selbst. Sie tragen alle Entscheidungen des Bauvorhabens als Gruppe, sind endverantwortlich für die Architektur und organisieren sich in zahlreichen Treffen, mit dem Ziel sich selbst zu verwalten. Im Gegensatz zu bereits fertiggestellten Wohnungen, von einem Investor oder Bauträger, können die späteren Bewohnerinnen und Bewohner, mit allen Einflussmöglichkeiten ihr Bauvorhaben selbst mitgestalten. In Eigenverantwortung und mit einem hohen zeitlichen und organisatorischen Aufwand sind sie Teil des Planungs- und Bauprozesses (Berghäuser 2013: 26). Die privaten Wohneinheiten, werden durch Gemeinschaftsräume und -flächen ergänzt, um Begegnungen zu ermöglichen. Im Gegensatz zu üblichen Wohnanlagen mit Hausverwaltung, verwaltet sich die Gemeinschaft selbst alle Entscheidungen werden in gemeinsamer Abstimmung getroffen. (Scotthanson&Scotthanson 2005: 4).

Während Scotthanson&Scotthanson für die USA publizieren, bezeichnet die Wiener Wohnbauforschung gemeinschaftliches Wohnen als eine Form des Wohnens, „die zusätzlich zu privaten Wohneinheiten über gemeinschaftlich nutzbare Räume verfügt. Dieser räumliche Aspekt ermöglicht nachbarschaftliche Beziehungen unterschiedlicher Intensität, wodurch gegenseitige Unterstützung auf direktem Weg gelebt werden kann. Das solidarische Handeln einer solchen Gruppe kann dadurch auch positive Auswirkungen auf das umgebende Wohnumfeld haben“ (www.wohnbauforschung.at). Die deutsche Schader Stiftung schreibt dazu „das Leben in einem gemeinschaftlichen Wohnprojekt spielt sich in einer Bandbreite zwischen dem Rückzug in die vier Wände der eigenen abgeschlossenen Wohnung und gemeinschaftlichen Aktivitäten ab. Die Bewohner leben nicht allein, bewahren sich aber ihre individuelle Selbstständigkeit. Es liegt in ihrer Hand, wie viel Nähe und Kontakt sie zu ihren Mitbewohnern wünschen und ob sie innerhalb des Wohnprojekts freundschaftliche Beziehungen aufbauen. Charakteristisch für die gemeinschaftliche Wohnform ist die solidarische Ausrichtung mit dem Ziel, sich wechselseitig im Alltag und in besonderen Lebenslagen zu unterstützen – immer im Rahmen der persönlichen Möglichkeiten der Einzelnen. Damit ist gemeinschaftliches Wohnen verbindlicher angelegt als eine gute Nachbarschaft und doch weniger eng und verpflichtend als eine familiäre Beziehung“ (Schader-Stiftung 2013: 7). Der gemeinschaftlichen Orientierung kommt dabei eine wichtige Funktion zu, die Bewohnerinnen und Bewohner streben nach einer solidarischen

Form des zusammen Wohnens, und sichern sich langfristig im Alltag wechselseitige Unterstützung zu.

Darin ist auch die deutliche Abgrenzung zu Baugemeinschaften zu sehen, diese verfolgen ein anderes Ziel, sie wollen durch den Zusammenschluss zu einer Gruppe, kostengünstiger ihr Wohnprojekt umsetzen. Auch aus dieser Gruppe kann durch die intensive Auseinandersetzung in der gemeinsamen Planungs- und Bauzeit, eine enge Nachbarschaft entstehen, es ist jedoch nicht relevant, wer in das Projekt einsteigt. Nach Fertigstellung des Projekts kann sich zwar eine gute Nachbarschaft formiert haben, weitere Absprachen zur Gestaltung des Wohnens sind jedoch für das Projekt nicht mehr typisch. Auch erfolgt die eventuelle Neuvergabe einer Wohnung, nicht in einem gemeinsamen Abstimmungsprozess, im Gegensatz zum Gemeinschaftlichen Wohnen hat die Nachbarschaft keinen Einfluss auf die neue Auswahl. (Berghäuser 2013: 27).

Die Gemeinsamkeiten der Begriffe Cohousing, Gemeinschaftliches Wohnen oder Wohnprojekt, um die gängigsten Bezeichnungen aufzulisten, sind „soziale Praxisformen, deren Kern das Prinzip des selbstbestimmten und selbstverwalteten gemeinschaftlichen Wohnens bildet“ (Reimer 2013: 18). Für diese Arbeit soll der deutschsprachige Begriff „Gemeinschaftliches Wohnen“ verwendet werden, da auch das gewählte Forschungsobjekt unter dieser Bezeichnung geführt wird.

3.2 Entstehungsgeschichte und Verbreitung

Die Entwicklung des Begriffs findet ihren Ursprung in den späten 1960er Jahren in Dänemark mit der Bezeichnung “Bofaellesskaber” (living-togetherness), sowie in Schweden mit der Bezeichnung “kollektivhus” (collective housing) (Jarvis 2011: 565). Einer Gruppe von Doppelverdienstaushalten sah in der Gemeinschaft eine bessere Chance, Beruf und Familie zu organisieren. In den 1980er Jahren, begann sich diese Entwicklung im kleinen Rahmen auch in den USA durchzusetzen und wurde dort von Kathryn McCamant und Charles Durrett unter dem Begriff ‘Cohousing’ in einem Buch „Cohousing, a Contemporary Approach to Housing Ourselves“ erstmals publiziert. (Scotthanson&Scotthanson 2005: 2).

Mittlerweile ist diese Form des Wohnens international und auch national verbreitet, Erfahrungsaustausch dazu fand 2010 auf der 1. Collaborative (Co-)housing Konferenz in Stockholm statt. Denn nicht nur in den skandinavischen Ländern, den USA, Deutschland, sowie Holland, England, Schottland, der Schweiz, Japan und Korea gibt es zahlreiche erfolgreiche Cohousing-Projekte. Auch in Österreich, hauptsächlich in Wien und Umgebung, ist mittlerweile eine kontinuierlich steigende Nachfrage an Gemeinschaftlichem Wohnen zu verzeichnen (www.wohnbauforschung.at). Zahlreiche Internetplattformen in Österreich bieten, mit unterschiedlichen Schwerpunkten, aktuelle Informationen über bestehende wie laufende nationale wie internationale Wohnprojekte an. Das Ziel ist Interessierte zu vernetzen, zu beraten und mit notwendigen Informationen zu unterstützen, ein Beispiel dafür ist die Seite des „Bundesministeriums für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft“. Unter dem Schwerpunkt „Partizipation & Nachhaltige Entwicklung in Europa“, werden kooperative Wohn- und Lebensformen, vom Wohnprojekt bis zum Ökodorf in Indien vorstellt (www.parq.at).

2009 wurde in Österreich die Interessensvertretung „Initiative für gemeinschaftliches Bauen und Wohnen“ gegründet, diese setzt sich für die Schaffung rechtlicher, organisatorischer und wirtschaftlicher Rahmenbedingungen ein. Mit dem Ziel, an Gemeinschaftlichem Wohnen interessierte Personen, bei der Umsetzung ihres Vorhabens in allen anfallenden Bereichen zu unterstützen. Hauptanliegen der Interessensvertretung ist die Vergabe von geeigneten Grundstücken an bauwillige Gruppen durch die öffentliche Hand, die Anpassung der Wohnbauförderung sowie die Schaffung neuer Träger-, Finanzierungs- und Kreditmodelle. (www.partizipation.at)

3.3 Gründe für den Anstieg Gemeinschaftlichen Wohnens

Der Anteil an Gemeinschaftlichem Wohnen ist sowohl in Deutschland als auch in Österreich nach wie vor gering, hat jedoch seit den 1980er Jahren vor allem in den städtischen Ballungsräumen stark zugenommen. In einer für Deutschland von der Wüstenrot-Stiftung in Auftrag gegebenen Untersuchung waren es 1990, 220 gemeinschaftliche Wohnformen und 1998, bereits 537 umgesetzte Projekte (Brech 1999a: 148). Eine ähnlich steigende Nachfrage wie in deutschen Städten, etwa Hamburg, Berlin oder München, ist auch für

Österreich zu verzeichnen, auch hier wurden bereits zahlreiche Projekte umgesetzt. Die Schwerpunktsetzungen dabei sind unterschiedlich, was sie verbindet, kann jedoch als Mehrwert, auf der individuellen wie auf der gesamtgesellschaftlichen Ebene gesehen werden (www.partizipation.at). Die meisten Gemeinschaftlichen Wohnprojekte, darauf wird bereits bei der Entwicklung geachtet, sind so ausgelegt, dass sie soziale, wirtschaftliche und ökologische Nachhaltigkeit gewährleisten. Bereits in der Bauphase wird auf eine ökologische und energieeffiziente Umsetzung geachtet, wirtschaftliche Nachhaltigkeit entsteht dadurch, dass neuer Wohnraum geschaffen wird, der Zinsspekulationen entzogen, längerfristig finanzierbar bleibt. Angebote und Aktivitäten innerhalb der Gemeinschaftlichen Wohnprojekte tragen zu einer stärkeren Integration von Menschen bei, dadurch wird ein stärkerer Rückhalt gefördert und eine nachhaltige soziale Einbindung gewährleistet. (Kiehle, Riege 2011, Reimer 2013)

Die Gründe, sich an einem Gemeinschaftlichen Wohnprojekt zu beteiligen können somit sowohl auf der individuellen Ebene als auch auf der Gesellschaftlichen Ebene gesehen werden. Die Menschen werden stärker in eine Gemeinschaft integriert, was der Vereinsamung und Anonymität der Großstadt, durch ein aktives Zusammenleben als Gruppe, entgegenwirkt. Das trifft besonders auch auf die Integration von Menschen mit körperlichen oder geistigen Einschränkungen zu, Gemeinschaftliche Wohnprojekte, sind in dieser Richtung oft explizit offen. Auch das Zukunftsinstitut (zukunftsinstitut.de) erkennt für den innovativen Wohnungsbau und das zukünftige Immobilienmanagement, mehr Hausgemeinschaften, Mehrgenerationen-Wohngemeinschaften sowie privaten Baugruppen. Auch Nachhaltigkeit und Ökologie sind ein Zukunftstrend, Architektur, Immobilienwirtschaft, sowie Haus- und Städtebau werden stärker auf den Wunsch nachhaltiger, umweltschonender, klimaneutraler und gesunder Lebensweisen eingehen.

3.4 Wen spricht Gemeinschaftliches Wohnen an?

Gemeinschaftliches Wohnen, so Sennlaub (Sennlaub 2005), spricht vor allem jene Menschen an, die eingebunden in eine Gruppe wohnen wollen, ohne jedoch ihre Eigenständigkeit oder ihre Rückzugsmöglichkeiten in private Räumlichkeiten zu verlieren. Das sind zunehmend ältere Menschen, die in ein soziales Gefüge eingebunden sein wollen, aber

auch Alleinerziehende oder Familien mit Kindern, die auf Grund einer „begrenzten Mobilität auf ein räumlich nahes soziales Umfeld angewiesen sind“. Denn ein fehlendes oder instabiles familiäres Netzwerk lässt sich, durch ein gut funktionierendes nachbarschaftliches Gefüge, wechselseitig ergänzen oder ersetzen. So kann die Zugehörigkeit zu einem Solidargefüge, wie es in einem Gemeinschaftlichen Wohnprojekt der Fall ist, als ein „stabilisierender Faktor im täglichen Leben empfunden“ (Sennlaub 2005: 331) werden.

Bei gemeinschaftlichem Wohnen kann von drei unterschiedlichen Projektarten ausgegangen werden, von familialen Projekten, Projekten älterer Menschen und Projekten mit experimentellem Charakter. Familiäre Projekte sprechen vor allem Familien oder Alleinerziehende an, die sich durch das nachbarschaftliche Zusammenleben eine Arbeitsentlastung sowie die Verhinderung von Isolation erhoffen. Auch der Wunsch Generationenübergreifend zu Wohnen ist für einige Menschen Grund, sich von einem Projekt dieser Art angesprochen zu fühlen. Ein weiteres Motiv, ist der Wunsch, seine Kinder in einer überschaubaren Gemeinschaft, mit häufigen sozialen Kontakten zu anderen Kindern und Erwachsenen zu sehen. Auch Alleinerziehenden, die meist einer Dreifachbelastung durch Kinder, Beruf und Haushalt ausgesetzt sind, kann ein gut funktionierendes nachbarschaftliches Netzwerk deutliche Vorteile bringen. (vgl. Fedrowitz, Gailing 2003: 56)

Auch für ältere Menschen wird Gemeinschaftliches Wohnen zunehmend interessanter, durch einen Wertewandel sind neue Möglichkeiten entstanden, die sich unter anderem in einer höheren Akzeptanz neuer Wohn- und Lebensformen, darstellen. Sich verändernde Familien- und Verwandtschaftsstrukturen haben zur Folge, dass die Zahl von alleine lebenden Menschen aller Altersstufen zunimmt. Durch steigende Scheidungszahlen, eine wachsende Mobilität in der Arbeitswelt, sowie die zunehmende Berufstätigkeit von Frauen, lässt sich auch innerfamiliäre Unterstützung zunehmend schwieriger gestalten (vgl. Kricheldorf 2008). Wirtschaftswunder, rasche kulturelle Umbrüche sowie die Jugendbewegung lassen Frauen und Männer heute weniger traditionell denken, als dies noch vor einer Generation der Fall war (Höpflinger 2004: 24). Das führt unter anderem auch zu einem steigenden Interesse an Gemeinschaftlichen Wohnprojekten älterer Menschen, die herkömmlichen Alten- und Pflegeheime verlieren immer mehr an Akzeptanz (vgl. Krämer 2008).

Eine weitere an gemeinschaftlichen Wohnprojekten interessierte Gruppe sind jene Menschen, die sich in Projekten mit experimentellem Charakter zusammengefunden haben und sich dazu mit Gleichgesinnten verbinden. Das betrifft Menschen, deren Lebensvorstellungen nicht nach dem Mainstream ausgerichtet sind und deren Ideen sich leichter in einer Gruppe von Gleichgesinnten verwirklichen lassen (vgl. Fedrowitz, Gailing 2003: 60). Diese gemeinschaftlichen Wohnprojekte können unterschiedlichste Ausrichtungen aufweisen, wie im Kapitel 3.6 näher dargelegt wird.

3.5 Konfliktpotentiale in Gemeinschaftlichen Wohnprojekten

Die üblichen deutschen Wohnansprüche, dieser Anspruch kann auch für österreichische Verhältnisse vorausgesetzt werden, sind geprägt von Individualisierung und Privatheit, was einer gemeinschaftlichen Nutzung widerspricht. Gemeinschaftliche Nutzung beim Wohnen setzt Kontaktbereitschaft zahlreiche Absprachen und ein hohes Maß an Kompromissbereitschaft mit den übrigen Bewohnerinnen und Bewohnern voraus. Viele Gemeinschaftliche Wohnprojekte sind aufgrund der langen und sehr intensiven Vorbereitungszeit daher auch relativ stabil, denn die Gruppenfindung erfolgt in mehreren Phasen. Durch diese langen Phasen der Gruppenfindung, der Planungsphase sowie der späteren Bauzeit, ist die Zusammensetzung in den Gemeinschaftlichen Wohnprojekten zu meist sehr homogen. Potentielle Bewohnerinnen und Bewohner, deren Interessen zu oft mit denen der übrigen Gruppenmitglieder kollidieren, steigen in den meisten Fällen bereits vorzeitig aus dem Projekt wieder aus. Eine wesentliche Ursache von Schwierigkeiten in Gemeinschaftlichen Wohnprojekten, die bis zu deren Scheitern führen können, ist darin zu sehen, dass „der hohe Anspruch den gemeinschaftliches Wohnen an seine Mitglieder stellt, mit den privaten Bedürfnissen kollidiert“ (Sennlaub 2005, S. 168). Auch erfordert der Umgang mit gemeinschaftlichen Gütern und die alltägliche Umsetzung des Gemeinschaftlichen Wohnprojekts, Kompetenzen, die für viele Menschen ungewohnt sind. Es bedarf hoher sozialer Kompetenzen wie „Kommunikations- und Kompromissfähigkeit oder den Willen zur Konfliktlösung, die im Erwachsenenalter selten trainiert werden“ so Sennlaub (Sennlaub 2005: 327).

Gemeinschaftliches Wohnen basiert daher nicht nur auf Vorteilen, es gibt zahlreiche Konfliktpotentiale, die in einer dauerhaften Umsetzung des Projekts, innerhalb der Gemein-

schaft entstehen können. Die konzentrierte räumliche Nähe der Mitglieder fördert nicht immer nur spontane Interaktionen, sondern gibt auch Anlass dazu, ein stärkeres Gefühl sozialer Kontrolle oder fehlender Distanz zu empfinden. Ebenso kann die unterschiedliche Auslegung von Engagement in das Projekt, bei der Umsetzung zu ungewollten Konflikten führen. Diejenigen, die sich stärker in die Gemeinschaft einbringen, erwarten oft von anderen Mitgliedern Ähnliches, was jedoch nicht immer im gleichen Ausmaß möglich oder gewünscht wird. So ist eines der Konfliktpotentiale bei Gemeinschaftlichen Wohnen darin zu sehen, dass sich immer die gleichen Personen maßgeblich mehr für eine Sache engagieren, diejenigen, die weniger präsent sind, den Engagierten jedoch mangelndes Verständnis vorwerfen. Die Verteilung von diversen Aufgaben, wie Gartenpflege, Hausinstandhaltung oder Vereinstätigkeiten, birgt ebenfalls ein Konfliktpotential, zumal dann, wenn die Zuständigkeit auf freiwilliger Basis erfolgt und nicht fix auf bestimmte Personen verteilt ist. Auch können zu viele formale Treffen, Absprachen oder langwierige Diskussionen zum Gefühl von Überorganisation der Hausgemeinschaft führen und dadurch zu einem Konfliktpotential werden. (vgl. Gierse, Wagner 2012: 72)

Generationenübergreifendes Wohnen in einem Gemeinschaftlichen Wohnprojekt kann für alle Beteiligten von großem Wert sein, es kann dadurch jedoch auch ein gut funktionierendes Gemeinschaftliches Wohnprojekt an seine Grenzen geraten. Kindern und Jugendlichen kann es die Möglichkeit von Wahlgroßeltern bieten, für berufstätige Eltern kann die Hausgemeinschaft eine Entlastung darstellen und auch bei älteren Menschen kann ein Gefühl des wieder ‘gebraucht Werdens’ entstehen. Wer vorübergehend krank, immobil oder gebrechlich ist, kann auf die Solidarität der übrigen Bewohnerinnen und Bewohner zählen und Hilfestellungen im Alltag sind dann von unschätzbarem Wert. Durch die vereinbarte Zusicherung von wechselseitigen Hilfeleistungen stellt dies auch eine Selbstverständlichkeit in Gemeinschaftlichen Wohnprojekten dar. Mit zunehmendem Alter nimmt der Aktionsradius ab, die meisten älteren Menschen wollen so lange wie möglich in ihrer eigenen Wohnung bleiben, eine funktionierende Hausgemeinschaft kann dabei unterstützend helfen. Doch leben wir auch in einer alternden Gesellschaft und die Zahl der hochaltrigen und dementen Menschen nimmt zu, dies trifft auch auf Generationenwohnen in Gemeinschaftlichen Wohnprojekten zu. Es kann davon ausgegangen werden, dass Belastungen wie längere Pflege und Betreuung auch in Hausgemeinschaften zunehmen werden (Berghäuser 2013: 15). Die Hausgemeinschaft steht dann vor der Herausforderung, zu überlegen, wie

sie weiter mit dieser Situation umgehen kann und soll und wo die Grenzen der Machbarkeit für alle Beteiligten liegen.

Professionelle Akteure, welche seit den 1980er Jahren die Entstehung von Wohnprojekten beratend und betreuend begleiten, berichten, von großen Unterschieden in deren Beständigkeit. Während die einen Gruppen schnell Mitglieder finden, die ehrenamtliche oder organisatorische Aufgaben übernehmen, fällt es anderen Gruppen, die in ihrer sozialen und wirtschaftlichen Zusammensetzung ebenso homogen sind, weitaus schwieriger. Sie können die ehrenamtlichen Tätigkeiten, welche für ein Gemeinschaftliches Wohnprojekt zentral sind nicht aufrechterhalten und verfangen sich in destruktive Konflikte. Sie weisen bereits nach wenigen Jahren Zerfallserscheinungen auf, weil sie es nicht schaffen die notwendigen Strukturen eines gemeinschaftlichen Zusammenlebens und einer erfolgreichen Selbstverwaltung dauerhaft zu etablieren (Reimer 2013: 19). Bei der gemeinsamen Ressourcennutzung lassen sich unterschiedliche Dilemmata erkennen, das sogenannte Trittbrettfahren ist eine davon, bei der Aufgaben von einigen wenigen Gruppenmitgliedern ehrenamtlich übernommen werden. Die übrigen Mitglieder profitieren davon, und weil das Engagement auf freiwilliger Basis abläuft, erliegen manche der Versuchung die eigenen Beiträge möglichst gering zu halten. Dies hat zur Folge, dass die vormals Engagierten immer mehr belastet werden und schließlich demotiviert aufgeben, die Bereitschaft sich ehrenamtlich zu betätigen kann dadurch dauerhaft Schaden nehmen (Reimer 2013 : 22).

In der gemeinsamen Verwaltung und Nutzung eines Wohnprojekts müssen die Beteiligten „vielfältige Lernprozesse durchlaufen, sie müssen selbst die Initiative ergreifen, sich selbst organisieren, einander mitteilen, miteinander kommunizieren und zusammenarbeiten“ (Ostrom 2011: 35) so Commons-Forscherin Ostrom. Auch für österreichische Baugruppen ist Ähnliches zu erkennen, Gemeinschaftliches Wohnen bestehen nicht nur aus seinen zahlreichen Vorteilen, dieses wird bereits in der Bauphase deutlich. Die Bauzeit dauert in den meisten Fällen länger, als bei konventionellen Bauträgern, zusätzlich scheitern bereits zu diesem Zeitpunkt immer wieder Gruppen an internen Konflikten der Beteiligten. In Österreich sind die Herausforderungen bei der Umsetzung von Gemeinschaftlichen Wohnprojekten zusätzlich höher als in Deutschland, da noch auf weniger Erfahrung zu dem Thema in Architekturbüros, bei der Beratung, bei Banken und bei Behörden, zurückgegriffen werden kann. Gemeinschaftliche Wohnprojekte in Österreich sind daher auch auf der formalen

Ebene mit „einigem Risiko und viel Arbeitsaufwand für die Gruppen“ (Temel 2011: 44) verbunden.

3.6 Internationale Gemeinschaftliche Wohnprojekte

Gemeinschaftliches Wohnen, oder auch Cohousing, wie es im englischsprachigen Raum genannt wird, ist auch international im Steigen begriffen, einzelne Projekte dazu können im Rahmen dieser Arbeit jedoch nicht vorgestellt werden. Um einen Überblick zu geben, sollen die jeweils größten Internetplattformen der USA, des Vereinigten Königreichs (UK) sowie von Deutschland, die landesweite Vernetzungsmöglichkeiten und Hilfestellungen anbieten, herausgegriffen und näher betrachtet werden.

Auch für die USA stellt Cohousing nicht unbedingt den Mainstream des klassischen landesweiten Wohnens dar, doch auch hier existieren zahlreiche Cohousing-Projekte mit unterschiedlichen Zielsetzungen. Derzeit befinden sich, mit Stand November 2015 auf einer der größten Cohousing-Plattformen des Landes ‘Fellowship for Intentional Community (FIC)’ (www.ic.org) 626 eingetragene Projekte. 291 bereits etablierte Projekte werden angezeigt und 334 Projekte, die sich derzeit in der Entwicklungsphase befinden, warum es zu einer Abweichung von einem Projekt in der Endsumme kommt, kann hier nicht nachgegangen werden. Die Plattform bietet Menschen, die an einem Wohnen in Gemeinschaft interessiert sind, eine landesweite Vernetzungsmöglichkeit an. Die Suchmaschine lässt dabei die Option zu, nach unterschiedlichen Kriterien von Gemeinschaftlichen Wohnen, zu suchen, um diese nach bestimmten Kriterien auszuwählen. So erhält man, um ein Beispiel zu nennen, bei der Eingabe ‘Ecovillage’, Gemeinschaften, die auf streng ökologischen Konzepten aufgebaut sind. Ein weiteres Filterkriterium stellt ‘Cohousing’ dar und verweist auf Projekte, die auf dem Cohousing-Modell, Cohousing geht prinzipiell von privaten Wohneinheiten mit Gemeinschaftsflächen aus, basieren. Ein weiteres angebotenes Filterkriterium stellt ‘Christlich’ dar, angezeigt werden jene Gemeinschaftlichen Wohnprojekte die in ihrer Bezeichnung den Begriff ‘Christlich’ verwenden. Ebenso kann nach ‘Jüdischen Gemeinschaften’ gesucht werden, es werden in Folge spirituelle oder religiöse jüdische Projekte angezeigt. Eine weitere landesweite Plattform, die ‘Cohousing Association of the USA’ (www.cohousing.org), verzeichnet auf ihrer Plattform 156 etablierte und eingetragene

ne Cohousing-Projekte, 97 Projekte, befinden sich der Plattform nach, derzeit in der Entstehungsphase.

Auch für das Vereinigte Königreich gibt es landesweit zahlreiche getragene Cohousing-Projekte, wie auf der Plattform ‘UK Cohousing-Network‘ (cohousing.org.uk) ersichtlich wird. ‘UK Cohousing-Network‘ bietet Interessierten die Möglichkeit an, sich generell über Cohousing zu informieren, sich untereinander zu vernetzen sowie sich über Neuigkeiten und Veranstaltungen zu informieren. Klickt man die eingetragenen Projekte auf ihrem Reiter in der Überblickskarte des Landes an, erhält man nähere Informationen, wie das jeweilige Projekt aufgebaut ist. Die Schwerpunkte sind auch hier sehr vielfältig und reichen von der ‘Vegan‘ beziehungsweise ‘Vegetarischen Gemeinschaft‘ in Brighton, über das Cohousing-Projekt für ‘energetisch ältere Menschen‘ in der Stadt Fife.

Auch bei unseren Deutschen Nachbarn vernetzen zahlreiche Plattformen, wie ‘CoHousing Berlin‘ (cohousing-berlin.de), ‘Forum Gemeinschaftliches Wohnen‘ (fgw-ev.de) oder das ‘Wohnprojekte-Portal‘ (wohnprojekte-portal.de) der Stiftung Trias, Interessierte im ganzen Land. Exemplarisch soll hier das Wohnprojekte-Portal der Stiftung Trias vorgestellt werden, es zeigt neue und bereits bestehende Wohnprojekte auf. Mittels Suchmaschine können Projektgruppen, Projekte in Gründung, beziehungsweise bereits realisierte Projekte, die ein neues Mitglied suchen, gefunden werden. Fast 800 Wohnprojekte aus Deutschland, der Schweiz und Österreich sind hier zu finden, darunter zahlreiche Bauvorhaben in der Planungs- oder Gründungsphase. Das jeweilige Gemeinschaftliche Wohnprojekt wird mit Kontaktdaten, Lage sowie einer kurzen Beschreibung vorgestellt. Unter den Projekten gibt es so gut wie nichts, was es nicht gibt, angefangen von den unterschiedlichsten Bauweisen, Ausrichtungen und Lebensmottos. Angeboten wird unter anderem die Gemeinschaftliche Wohnbeteiligung an einer Hofgemeinschaft im Zweitwohnsitz oder eine freie Wohnung in einer Ökosiedlung bestehend aus Häusern in Lehmbauweise. Ein anderes Projekt sucht für ihr Wohnprojekt Seniorinnen und Senioren um 50+, in wieder einem anderen werden Interessierte für ein Wohnprojekt in einem ehemaligen Zisterzienserinnenkloster gesucht. Was den meisten Projekten gemeinsam ist, sie suchen nach Mitbewohnerinnen und Mitbewohnern der Zielgruppe Alleinerziehende, Menschen mit Behinderung, Familien, Singles sowie Seniorinnen und Senioren. Die bauliche Ausrichtung beinhaltet in den meisten Fällen ein Energiekonzept sowie eine ökologische und barrierefreie Bauweise, neue Bodenversie-

gelungen sollen dabei vermieden werden. Manche Projekte weisen auch auf den ausdrücklichen Wunsch hin, in Selbstversorgung zu leben, beziehungsweise 'Permakultur' zu betreiben, anderen ist speziell Generationenübergreifendes Wohnen wichtig. Die inhaltlichen Merkmale bilden den Wunsch nach Nachbarschaftlichen Aktivitäten, Gegenseitiger Hilfe, sowie ein Wohnen und Arbeiten, was auch die Möglichkeit von kleinen Werkstätten sowie Ateliers oftmals inkludiert.

Das 'Wohnprojekte-Portal' bietet auch ein Netzwerk von Beraterinnen und Beratern aus den unterschiedlichsten Bereichen an, die auf Gemeinschaftliches Wohnen spezialisiert sind. Auf der Seite sind an die 16 unterschiedliche Architekturbüros aus ganz Deutschland aufgelistet, die ihre Unterstützung anbieten, ebenso wird zahlreiche Hilfestellung bei der Projektentwicklung sowie der Projektsteuerung angeboten. Für die Unterstützung im finanziellen Bereich bei der Entwicklung eines Gemeinschaftlichen Wohnprojekts, existiert ein Pool an Fachkräften für Kostencontrolling, Finanzierung sowie wirtschaftliche Beratung. Für Steuerberatung, rechtliche Vertretung und Supervision sind ebenfalls, mit Fokus auf Gemeinschaftliches Wohnen, zahlreiche Ansprechpersonen in ganz Deutschland aufgelistet.

Auf der Startseite des 'Wohnprojekte-Portals' wird jeweils das 'Projekt des Monats' vorgestellt, mit Stand November 2015 ist es das 'Gemeinschaftsprojekt nahe Lüneburg', insgesamt stehen 7500 m² Land mit 2000 m² ausbaufähigem Wohnraum zur Verfügung. Das bedeutet Platz für 15 bis 20 Wohneinheiten sowie Gemeinschaftsflächen und Werkstätten, die rechtliche Basis des Bauvorhabens ist als Genossenschaft eingetragen. In der Projektbeschreibung ist als Ausrichtung des Projekts zu lesen „wir wollen ein generationsübergreifendes Wohn- und Lebensprojekt im solidarischen Miteinander entwickeln – ökologisch, sozial, spirituell und politisch wach und offen“ (wohnprojekte-portal.de). Des Weiteren sind die inhaltlichen Merkmale „Nachbarschaftliche Aktivitäten, Wohnen und Arbeiten, Kunst und Kultur“, sowie eine „ökologische Ausrichtung“. Die baulichen Merkmale sind „ein Energiekonzept, Barrierefreiheit“, sowie „neue Bodenversiegelung“ (wohnprojekte-portal.de) die vermieden werden soll. Eine besondere Zielgruppe soll mit dem Wohnprojekt nicht angesprochen werden, der Schwerpunkt liegt auf, Alleinerziehenden oder Familien, Mehrgenerationenwohnen sowie Wohnen mit Kindern.

3.7 Nationale Gemeinschaftliche Wohnprojekte

Eine landesweite Vernetzung von eingetragenen Gemeinschaftlichen Wohnprojekten konnte für Österreich nicht gefunden werden, die jeweiligen Projekte sind entweder auf ihren eigenen Internetseiten zu finden oder auf übergeordneten Seiten als Link.

So zum Beispiel bietet die Plattform ‘Gemeinsam Wohnen’ (gemeinsamwohnen.at), eine ‘Wohninitiative der Grünen 50+ und des Vereins zur Förderung von Lebensqualität’, die Seite ‘Partizipation & Nachhaltige Entwicklung in Europa’ die ‘Informationswebsite des Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft sowie Umwelt und Wasserwirtschaft’ (partizipation.at) oder die Seite ‘Initiative für Gemeinschaftliches Bauen und Wohnen’ Links zu Gemeinschaftlichen Wohnprojekten sowie Informationen rund um Gemeinschaftliches Wohnen an (gemeinsam-bauen-wohnen.org). Auf der Seite ‘Gemeinsam Wohnen’ befinden sich mit Stand November 2015 an die 54 eingetragene Anzeigen, wobei sich hier die Nachfrage und Angebot an ‘Gemeinschaftlichem Wohnen’ mit dem Wunsch ‘gemeinsam Wohnen’ stark vermischt. Die Plattform richtet sich vorrangig an eine ältere Zielgruppe, die Gemeinschaftliches Wohnen anstrebt, um gemeinsam und selbstbestimmt dem Altern entgegenzutreten. Es ist zu lesen „Wir, die Grünen 50+ Oberösterreich, lassen uns nicht in Klischees pressen und einmotten. Wir lassen uns auch nicht mit Kaffee und Kuchen stillhalten und – wenn es Zeit zum Wählen ist – zur Wahlurne treiben. Wir denken quer, stehen Kopf und reden mit.“ (gemeinsamwohnen.at). Die Plattform ‘Partizipation & Nachhaltige Entwicklung in Europa’ wiederum stellt unterschiedliche Nachhaltigkeitsprojekte auf ihrer Internetseite vor, so auch einige Gemeinschaftliche Wohnprojekte. Im Folgenden sollen einige Gemeinschaftliche Wohnprojekte aus Österreich mit unterschiedlichem Leitgedanken vorgestellt werden, um die Vielfältigkeit dieses Wohnansatzes aufzuzeigen.

Das Gemeinschaftliche Wohnprojekt ‘Sargfabrik’ (sargfabrik.at) im 14. Wiener Gemeindebezirk, folgt dem Leitgedanken, ‘gemeinschaftlich verschiedene Lebensmodelle und kulturelle Möglichkeiten beherbergen’. Es wurde nach mehr als zehnjähriger Planungsarbeit 1996 bezogen und der ‘Verein für Integrative Lebensgestaltung’ sieht sich als ein ‘Dorf in der Stadt’. Zahlreiche Gemeinschaftseinrichtungen stehen auch Menschen, die nicht in der Sargfabrik wohnen zur Verfügung, es gibt ein Kinderhaus, einen Spielplatz,

ein Badehaus, einem 150 m² großen Veranstaltungssaal, einem Seminarraum, einem Restaurant, Gemeinschaftshöfe und einem Dachgarten. In den 112 Wohneinheiten leben derzeit zirka 150 Erwachsene und 60 Kinder, darunter eine sozialpädagogische Wohngemeinschaft, die dem Amt für 'Jugend und Familie' zur Verfügung gestellt wird. Des Weiteren existieren sieben Heimplätze in Einzelwohneinheiten und eine Wohngemeinschaft für Menschen mit Behinderung. Die Sargfabrik bietet ein umfangreiches Kulturangebot sowohl für Erwachsene als auch für Kinder, im Jahr 2000 wurde in unmittelbarer Nähe ein weiteres Projekt die 'Miss Sargfabrik' bezogen.

Das Frauenwohnprojekt [ro*sa] KaYpso (frauenwohnprojekt.info) ist ein von Frauen initiiertes und umgesetztes Gemeinschaftliches Wohnprojekt, im neuen autofreien Stadtteil Kabelwerk im 1120 Wiener Gemeindebezirk. Das Wohnprojekt wurde im August 2009 fertiggestellt, der Leitgedanke dahinter lautet, "Verträge in Frauenhand!", so stellt eine wichtige Zielgruppe, Alleinerziehende Frauen mit ihren Kindern dar. Umgesetzt wird ein gleichwertiges Zusammenleben von Frauen unterschiedlichen Alters, Kindern und Partnerinnen und Partnern unterschiedlicher sozialer und kultureller Herkunft. Dabei sollen vielfältige Lebensweisen und Beziehungen in einer Hausgemeinschaft verwirklicht werden, Männer sind als Partner ausdrücklich Willkommen, die Verträge jedoch werden mit den Frauen abgeschlossen. Das Leben in einer Gemeinschaft ist nicht neu, „heute gilt es diese auf ihre Brauchbarkeit hin zu untersuchen, sie anzupassen, und neu mit Leben zu füllen“ ist auf der Internetseite zu lesen. Die Vorteile der Bewohnerinnen und Bewohner sind im ökonomischen und sozialen Bereich, außerhalb des Großfamilienverbandes zu finden, durch eine barrierefreie Bauweise werden auch älteren Menschen und Menschen mit Behinderung explizit angesprochen. Für Frauen eine Möglichkeit der Vereinbarkeit von Arbeit und Familie zu schaffen, ist ein weiteres Anliegen des [ro*sa] KaYpso Wohnprojekts, durch die Schaffung von Arbeitsmöglichkeiten im Haus können berufsübergreifend Synergien genutzt werden. Es wird täglich gemeinsam gegessen, das spart besonders Zeit und Kosten, wodurch man wiederum die Möglichkeit erhält, auf wertvollere Produkte zurückgreifen. Die Teilnahme an den gemeinsamen Mahlzeiten ist nicht verpflichtend, doch sind diese, wie in einer großen Familie, Zentrum der Kommunikation, hier werden gemeinschaftliche Prozesse sowie die Entwicklung von organisatorischen Abläufen, besprochen. Das Projekt wurde 2004 mit dem Preis für Partizipation, von der 'Österreichischen Gesellschaft für Umwelt und Technik' (ÖGUT), belohnt und mittlerweile wurden zwei weitere

Gemeinschaftliche [ro*sa] KalYpso –Wohnprojekte ins Leben gerufen. Eines im 1220 und eines im 1110 Wiener Gemeindebezirk, ein Viertes ist bereits in Planung. (frauenwohnprojekt.info)

Das Cohousing-Projekt Pomali (pomali.at) in der Gemeinde Wölbling in Niederösterreich, beschreibt ihren Leitgedanken mit den Worten „gute Beziehungen untereinander pflegen und möglichst ökologisch, nachhaltig und in Vielfalt leben“. Die Wohnanlage umfasst 29 Wohneinheiten, 17 Wohnungen wurden bereits 2013 fertiggestellt, im September 2015 folgten weitere 12 Wohneinheiten. Die Wohnungen haben Größen zwischen 50 m² und 120 m², zum Großteil mit eigenem Garten und Terrasse, große Gemeinschaftsräume und 10.000m² Grünfläche stehen zur Verfügung. Derzeit umfasst die Gemeinschaft des Cohousing-Projekts Pomali, 78 Menschen im Alter zwischen 0 und 74 Jahren. Die Wohnungen sind in Passivbauweise mit kontrollierter Wohnraumlüftung ausgeführt, das Zentrum der Wohnanlage bildet die Küche und der Speise- beziehungsweise Veranstaltungssaal. Weitere Gemeinschaftsflächen sind der Wintergarten, der Kinderraum, die Waschküche, eine Werkstatt, ein Gemeinschaftsbüro, der Wellnessbereich und Räumlichkeiten zur Lagerung des gemeinsamen Bio-Großeinkaufs dienen. Selbstversorgung ist der Gemeinschaft wichtig, auch der Austausch mit regionalen Kooperationen, Einkäufe im herkömmlichen Einzelhandel sind dadurch fast nicht notwendig. Im Alltag wird regelmäßig gemeinsam gekocht und gemeinsam gegessen, es wird Obst- und Gemüse angebaut und es gibt Permakultur-Bepflanzung. Ein weiteres Feature des Cohousing-Projekts Pomali sind 5 Carsharing Autos.

Ein weiteres nationales Gemeinschaftliches Wohnprojekt, sie bezeichnen sich als die erste Cohousing-Siedlung Österreichs, ist ‘Der Lebensraum‘ (derlebensraum.com) in Gänserndorf, Niederösterreich. Der Leitgedanke kann hier in den ökologischen Prinzipien gesehen werden, “mit der Natur leben heißt auch mit der Natur bauen“. Das Besondere daran sind unter anderem, die 31 Niedrig-Energie-Wohneinheiten, in einer Größe zwischen 55 m² und 92 m², derzeit leben dort 49 Erwachsenen und 30 Kinder. Die privaten Wohneinheiten sind jeweils mit Eigengarten und Terrasse ausgestattet, teilweise als Maisonetten ausgeführt, großzügige Gemeinschaftseinrichtungen ergänzen das Nachbarschaftliche aufeinandertreffen. So wird das gemeinsame Abendessen als ein Kernstück der Gemeinschaft gesehen, es fördert, wie auch bereits in anderen Gemeinschaftlichen Wohnprojekten erwähnt, die

Kommunikation und die Selbstorganisation. Beim Essen werden eventuelle nachbarschaftliche Probleme gelöst und wer „keine Lust auf Gemeinschaft hat geht einfach nicht hin und kocht selbst etwas in der eigenen Küche“. Beim Bau der Cohousing-Siedlung wurden nur natürliche recycelbare Baustoffe verwendet und es gibt eine aktive und passive Solarenergienutzung durch hochwärmegedämmte Außenbauteile. Es existieren für die Siedlung getrennte Trink- und Nutzwasserkreisläufe, eine grundwasserschonende Regenzisterne, eine Pellets-Heizanlage, ein Abfalltrennsystem sowie Kompostanlagen. (derlebensraum.com)

3.8 Forschungsgegenstand B.R.O.T.-Haus Hernals

3.8.1 Das B.R.O.T.-Konzept

Der Umsetzung des auf christlicher Basis gegründeten Gemeinschaftlichen Wohnprojekts B.R.O.T.-Haus, in der Geblergasse 78 im 17. Wiener Gemeindebezirk, gingen zahlreiche Überlegungen, die im Zusammenhang mit dem gesellschaftlichen Wandel gesehen wurden voraus. In der zunehmenden Individualisierung wurden spürbare Auswirkungen auf den Haushalt und die Familie, sowie in weiterer Folge auch auf den Staat und die Gesellschaft erkannt. Die Initiatorinnen und Initiatoren der Gemeinschaft B.R.O.T.-Haus gingen davon aus, dass Kompetenzen einer alltäglichen Verantwortung seinen Mitmenschen gegenüber, in dem Maß abnimmt, wie sie vonseiten des Staates her übernommen wird. Die Hauptüberlegungen gingen dabei in Richtung Interaktion, Kommunikation sowie Kooperation innerhalb der Familie, zwischen Familien und von alleinstehenden Menschen. Auf der strukturellen Ebene sah man Defizite durch die Verkleinerung der Personen- und Rollenvielfalt auf der Haushaltsebene. Durch die Abnahme des sozialen Netzwerks auf Basis der Blutsverwandtschaft durch eine geringere Anzahl an Haushaltsmitglieder werden die personellen Ressourcen verringert. Auch wurde als Antwort auf die Folgen des gesellschaftlichen Wandels, die Notwendigkeit einer individuellen Zukunftssicherung erkannt, sowie eine immer schwieriger herzustellende Sinngebung gesehen. (vgl. Schattovits 2011)

Des Weiteren wurden auch Auswirkungen des gesellschaftlichen Wandels auf dem Gebiet des generationenübergreifenden Familiennetzwerks, besonders im Zusammenhang mit einer eingeschränkten Problemlösungskapazität, gesehen. Die Kompetenz, Krisen lösen zu

lernen und durch verbesserte Kommunikation Lösungen zu finden, dazu ist keine Großfamilie notwendig. Durch eine stärkere Einbindung von Kleinfamilien in ein größeres Netzwerk von mehreren Familien sollten die Vorteile der Großfamilie erhalten bleiben, ohne den negativen Seiten des aufeinander angewiesen seins. Diesen Überforderungserscheinungen der Kernfamilie wollte man in Folge mit den drei Schwerpunkten des B.R.O.T.-Konzepts entgegenreten: Es sollte ein Netzwerk von Haushalten geschaffen werden, dabei auf Selbstorganisation geachtet werden und soziale Verwandtschaft gelebt werden. (vgl. Schattovits 2011)

3.8.2 Gründung des gemeinnützigen Vereins B.R.O.T

Unterstützung fand die Idee zunächst in der Pfarre Hernals, diese strebte in der zweiten Hälfte der 1970 er Jahre eine Erneuerung der Kirchengemeinde an, zunächst entstanden kleinere Gemeinschaften mit unterschiedlichen Verbindlichkeiten. In Folge führte das zu Überlegungen, die Pfarrliegenschaft in der Geblergasse 78 in 1170 Wien, zur Errichtung eines Gemeinschaftshauses im Baurecht zu nutzen. 1983 wurde ein erstes Modell präsentiert, es bestand jedoch weder eine einheitliche Vorstellung von Form und Zielen noch eine am Projekt interessierte potenzielle Gruppe. 1985 erfolgte die Zusicherung das Wohnprojekt, im Zuge eines Forschungsprojektes am Institut für Ehe und Familie (IEF), durch finanzielle Unterstützung zu ermöglichen. Unter dem Projekttitel „Integratives Wohnen als soziales Dienstangebot“ und mit dem Grundstück der Pfarre Kalvarienbergkirche konnte mit dem Bau begonnen werden. Die Entwicklung der Gemeinschaft und in weiterer Folge die Planung des Hauses erfolgte nach „dem Prinzip einer partizipativen und prozesshaften Vorgehensweise auf Basis von Solidarität und Selbstorganisation“ (Schattovits 2011: 109).

Dazu wurde der gemeinnützige Verein B.R.O.T ins Leben gerufen, dessen Abkürzung für „Beten – Reden – Offensein – Teilen“ steht.

Auszug aus den Vereinsstatuten:

... „der Vereinszweck kann in der Ausgewogenheit von Arbeit und Kontemplation, Engagement und Besinnung, Eigenständigkeit der Person und Verbindlichkeit gegenüber der Gemeinschaft verwirklicht werden“ ...

- ... „dem Prinzip der Offenheit Rechnung tragend, sind in der Gemeinschaft alle Personen willkommen, die in einer sich gegenseitig stützenden Weise partnerschaftlich und solidarisch miteinander Gemeinschaft anstreben, Gemeinschaftliches Wohnen zu initiieren, zu planen, umzusetzen und zu praktizieren, ausgehend von den Werten des Christentums ...“ ... „Förderung eines gemeinschaftlichen Lebensvollzuges unter Wahrung der Intimsphäre der Person, der Ehe/des Paares und der Familie“ ...
 - ... „Errichtung, Kauf, Betrieb und Verwaltung der notwendigen Liegenschaften, insbesondere Wohnhäuser und Wohnheime, sowie Gemeinschaftseinrichtungen“ ...
 - ... „Angebote sozial-karitativer und -pädagogischer Dienste, zum Beispiel Schaffung der Möglichkeit des Mitwohnens und Lebens in der Gemeinschaft“ ...
 - ... „Eröffnung von Begegnungsmöglichkeiten im Haus“ ...
 - ... „Beratung und Betreuung von Hilfesuchenden“
- (vgl. Schattovits 2011: 112).

3.8.3 Beten – Reden – Offensein – Teilen

Was unter dem Leitgedanken des B.R.O.T.-Hauses „Beten – Reden – Offensein – Teilen“ zu verstehen ist, kann gut auf deren Internetseite (brot-hernals.at) nachgelesen werden. Die Hausbewohnerinnen und Hausbewohner haben sich zusammengefunden, um nach dem Evangelium Jesu Christi zu leben, Gebet und christliche Spiritualität bilden daher die Grundlage der Hausgemeinschaft. Die Möglichkeit diese christliche Spiritualität unter anderem in unmittelbarer Nähe zu leben, bietet die zentral im Erdgeschoss gelegene Hauskapelle. Die Kapelle bietet die Möglichkeit, sowohl zu privatem als auch zu gemeinsamen Gebet, es gibt organisierte regelmäßige Gebetsabende, oder sie wird für das private Abendgebet genutzt. Zentral dabei ist jedoch nicht nur das Zusammenkommen der Bewohnerinnen und Bewohner des B.R.O.T.-Hauses, die Kapelle steht auch Außenstehenden zur Verfügung. Die Kapelle wird daher auch von Gläubigen Menschen der Pfarre Hernals genutzt, es finden Gebetsgruppen gemeinsame Eucharistiefeiern, Gottesdienste und Kommunionen statt.

Die Auseinandersetzung und das Miteinander stellt eine Grundidee der Hausgemeinschaft dar, Gespräch und Gemeinschaft sollen einen Gegenpol zur Anonymität in der Großstadt

bieten. Diese Grundidee, dass die Bewohnerinnen und Bewohner möglichst oft die Möglichkeit haben sich zu treffen, wurde auch in der architektonischen Umsetzung berücksichtigt. Das Stiegenhaus ist so geplant, dass möglichst viel Raum zum Verweilen und Zusammenkommen geboten wird, Gemeinschaftsräume und ein großer Garten, sowie zahlreiche Terrassen schaffen einen optimalen Ausgangspunkt dafür. Gruppen der Pfarre Hernals können, aufgrund eines Abkommens, den Garten, und die Gemeinschaftsräume ebenfalls für ihre jeweiligen Aktivitäten nutzen. Die Kommunikation und das Miteinander werden jedoch nicht nur durch die zahlreichen gemeinschaftlichen Flächen ermöglicht, auch die Statuten der Gemeinschaft B.R.O.T. fördern die zwischenmenschliche Auseinandersetzung. In regelmäßig stattfindenden Treffen, wie zum Beispiel der Vollversammlung, setzen sich die Bewohnerinnen und Bewohner, aktiv miteinander auseinander. Unterschiedliche Teams, wie zum Beispiel das Leitungsteam, verpflichten dazu die Verantwortlichkeiten für das Haus wahrzunehmen. Jährliche zusätzliche gemeinschaftliche Aktivitäten wie Gartentage, Gemeinschaftstage oder Einkehrtage fördern die weitere aktive Auseinandersetzung. In diesem Sinn ist auch auf der Internetseite des B.R.O.T.-Hauses zu lesen „Reden im Brot-Haus bedeutet, nicht aneinander vorbei zu sehen, sondern sich für den anderen interessieren und immer nach dem Gemeinsamen zu suchen. (vgl. brot-hernals.at)

Wie wird im B.R.O.T.-Haus Hernals Offenheit umgesetzt? Gemeinschaft kann nur dann entstehen, wenn es auch ein gegenseitiges Vertrauen und eine Offenheit gegenüber der übrigen Hausgemeinschaft gibt. Dazu sind eine individuelle Ausgewogenheit von Nähe und Distanz, Gemeinschaftsleben und Abgrenzung notwendig, die von den übrigen Bewohnerinnen und Bewohnern akzeptiert werden muss. Die Gemeinschaft lebt Offenheit auch indem ihr Haus, sprich die Gemeinschaftsräume, die Kapelle, der Garten und der Turnsaal nicht nur den Hausbewohnern, zur Verfügung steht. Offen zeigen sich die Mitglieder des Vereins auch, indem bereits bei der Planung des Hauses Wohneinheiten mit eingeplant wurden, die sogenannten Gästen zur Verfügung stehen. Diese Gästewohnungen werden vorübergehend an Familien beziehungsweise Einzelpersonen, die einen geschützten Raum zum Leben brauchen vergeben. So ist auch auf der Internetseite von B.R.O.T.-Hernals zu lesen „Offen-sein im B.R.O.T.-Haus meint, so sein zu dürfen, wie man ist, aber auch bereit zu sein, darüber Rede und Antwort zu geben.“ (vgl. brot-hernals.at/)

Teilen stellt für die Bewohnerinnen und Bewohner des B.R.O.T.-Hauses die vierte Grundidee dar, wobei nicht nur „Freud und Leid, Gaben und Aufgaben, Alltäglichkeiten und Einmaligkeiten“ (brot-hernals.at) geteilt werden. Mit Hilfe des Solidaritätsfonds, der von der freiwilligen Selbstbesteuerung und von Spenden der Mitglieder finanziert wird, werden unterschiedliche Sozialprojekte unterstützt. Dabei gibt jedes Mitglied in Eigenverantwortung 10 Prozent seines Einkommens, das über dem Existenzminimum verdient wird, an den Fonds ab, 3 Prozent davon ist Mitgliedsbeitrag, der Rest geht an unterstützende Projekte. Diese Sozialprojekte können von der Zuwendung an einen Gast oder eine Gastfamilie, die Unterstützung eines Gemeinschaftsmitglieds, die Beteiligung an einem Sozialprojekt im Ausland und dergleichen, variieren. Während des Bosnien Krieges konnten dadurch zwischen 12 und 15 Personen im B.R.O.T.-Haus aufgenommen werden und den Menschen in Folge eine weitere eigene Existenz ermöglicht werden. Den Kindern wurde beim Schuleintritt geholfen, die Erwachsenen dabei unterstützt, einen Arbeitsplatz und leistbare Wohnungen zu finden. Einem älteren Ehepaar konnte dabei geholfen werden, ihr zerstörtes Haus in Bosnien wieder neu aufzubauen und dadurch wieder in die alte Heimat zurückzukehren. Derzeit ist im B.R.O.T.-Haus eine syrische Familie in den Gemeinschaftsräumen untergebracht, auch diese wird von der Hausgemeinschaft in allen Belangen unterstützt. Was für Einzelpersonen oder einzelne Familien schwer machbar wäre, ist für die Bewohnerinnen und Bewohner des B.R.O.T.-Hauses aufgrund ihrer Zusammenarbeit als Gemeinschaft möglich. So bedeutet Teilen im B.R.O.T.-Haus auch, sich gegenseitig zu ergänzen, dem Gegenüber sein Vertrauen entgegenzubringen und dadurch eine lebendige christliche Basis miteinander zu teilen. (vgl. www.brot-hernals.at)

3.8.4 Bauliche Umsetzung des B.R.O.T.-Hauses Hernals

Die Umsetzung des ersten Gemeinschaftlichen Wohnprojekts B.R.O.T.-Haus Hernals, in der Geblergasse 78 in 1170 Wien, fand von 1988 bis 1990 mit Unterstützung der öffentlichen Wohnbauförderung sowie weiterer Förderungen statt. Als Architekt wurde Prof. Ottokar Uhl mit der Planung beauftragt, dieser zählte zu den Vorreitern in Sachen Bewohnermitbestimmung und hatte bereits einige Projekte in dieser Form realisiert. Das B.R.O.T.-Haus Projekt sollte jedoch nicht nur in einem partizipativen Prozess errichtet werden, sondern auch „Aspekte des integrativen Wohnens, der Solidarität und Spirituali-

tät“ (Schattovits 2011: 115) miteinbeziehen. Im Gegensatz zur heute üblichen städtischen Wohnform, bei der sich die einzelnen Mieterinnen und Mieter kaum kennen und sich selten begegnen, lag der Wunsch der zukünftigen Mitglieder des B.R.O.T.-Hauses darin, einen möglichst häufigen Kontakt herzustellen zu können. Da sich die Gemeinschaft auf der Basis des christlichen Glaubens zusammengefunden hat, wurde im Erdgeschoss des Hauses, eine eigene Hauskapelle ermöglicht. Die Umsetzung des Hauses erfolgte zur damaligen Zeit bereits zum größten Teil barrierefrei, zusätzlich wurden im B.R.O.T.-Haus auch Räume, für die Jugendgruppen der Pfarre Hernals, mit eingeplant.

Das Haus wurde in einer Skelettbauweise errichtet, um eine möglichst große Flexibilität zu ermöglichen, es gibt keine tragenden Wände und auch keine tragenden Fassaden, das Haus bleibt dadurch gestaltbar. Es besteht die Möglichkeit, Wohnungen je nach Bedarfslage anzupassen, Wände können relativ einfach versetzt und zu klein gewordener Wohnraum vergrößert werden und umgekehrt. Familie sollte nicht als ein starres System gesehen werden, die Wohnungsgröße daher an die jeweilige Bedarfssituation der Familien angepasst werden können. Während für junge Familien Wohnraum oft rasch zu klein wird, wird die Wohnung älteren Menschen oft zu groß, eine Entwicklung, die beim herkömmlichen Wohnungsbau nicht berücksichtigt wird (vgl. Schattovits 2011: 140). Es entstanden in Folge 27 Wohneinheiten, 18 davon für dauerhafte Mitglieder der Gemeinschaft B.R.O.T. und neun sogenannte Gästewohnungen. Diese Gästewohnungen werden von der Caritas der Erzdiözese Wien in Absprache mit der B.R.O.T. Gemeinschaft auf maximal zwei Jahre vergeben und stellen eine Brückenfunktion dar, wieder in Eigenverantwortung selbstständig leben zu können. Zunächst einigte man sich auf zwei Zielgruppen, an die man die Gästewohnungen vergeben wollte, in Not geratene Menschen und Studierende vom Land, welche sich in der Großstadt einsam fühlten. Dazu wurden Verträge mit der Caritas und dem Land Niederösterreich abgeschlossen und die Wohnungen zur Verfügung gestellt, Menschen in schwierigen Lebensumständen finden, betreut vom Fachpersonal der Caritas, im B.R.O.T.-Haus ein zu Hause.

Die gesamte Wohnnutzfläche des B.R.O.T.-Hauses Hernals beträgt circa 1.770 m², die auf fünf Etagen verteilten Wohnungen weisen zurzeit, unterschiedliche Größen von 22 m² bis 130 m² auf. Die Gemeinschaftsräume belaufen sich auf ungefähr 600 m², darin inkludiert ist ein großer Garten, mit eigenem Sportplatz, der auch von auswärtigen Jugendgruppen

genutzt wird. Des Weiteren ein Turnsaal, der ebenfalls auch auswärtigen Jugendgruppen zur Verfügung gestellt wird, mehrere Gemeinschaftsterrassen, sowie eine große Dachterrasse. Das B.R.O.T.-Haus Hernals sticht straßenseitig, einerseits architektonisch und andererseits durch seine üppig begrünten Balkone und Terrassen heraus, ebenso wird auch gartenseitig auf üppige Begrünung großen Wert gelegt. Das B.R.O.T.-Haus Hernals verfügt zum Zeitpunkt November 2015, über 24 Wohneinheiten, 19 Wohnungen davon sind an reguläre B.R.O.T. Gemeinschaftsmitglieder vergeben. 4 Wohnungen werden von Familien, mit schulpflichtigen Kindern bewohnt und neun Wohnungen von alleinstehenden Personen, die erwachsenen Mitglieder befinden sich in einer Alterskategorie von 33 bis 86 Jahren. Es leben zur Zeit 12 Kinder im Alter von 5 bis 23 im Haus. An die Caritas sind 5 Gästewohnungen vergeben, 3 davon an Familien in schwierigen Lebensumständen und zwei davon an Haftentlassene Männer, vergeben vom Verein Neustart. Die Zahl der Personen, die Gästewohnungen bewohnen, liegt derzeit bei 9 Personen und erhöht sich um die von der Gemeinschaft B.R.O.T. aufgenommenen syrischen Flüchtlingsfamilie, bestehend aus 6 Personen auf 15. Somit leben derzeit insgesamt 56 Personen, 19 Frauen, 18 Männer und 19 Kinder im B.R.O.T.-Haus.

3.8.5 Hausbegehung des B.R.O.T.-Hauses Hernals

Bei einer Führung durch das B.R.O.T.-Haus kann ich mir einen Überblick über die zahlreichen Gemeinschaftsflächen verschaffen und mir die architektonische Aufteilung des Hauses genauer ansehen. Die Führung beginnt im Untergeschoss des B.R.O.T.-Hauses, hier befindet sich der Keller, jede Wohneinheit hat hier einen eigenen Bereich, wo persönliche Dinge verstaut werden können. Im Untergeschoß existiert des Weiteren, ein Fahrradraum, die hauseigene Sauna mit Ruheraum, Dusche und WC, ein Bügelraum sowie ein Werkbeziehungsweise Bastelraum. Zusätzlich befindet sich im Untergeschoss der große Turnsaal des B.R.O.T.-Hauses, dieser ist einmal die Woche an eine fixe Turngruppe vergeben, die übrige Zeit wird er hauptsächlich von den Kindern des B.R.O.T.-Hauses genutzt. Ein weiterer Vorratsraum auf dieser Ebene, auch der „Weinkeller“ genannt, wird hauptsächlich als Vorratskammer, für diverse B.R.O.T.-Haus Feste, genutzt. Außerdem befindet sich noch die große Hausgarage im unteren Geschoss, eine Form von Car-Sharing hat es eine Zeit lang gegeben, gibt es jetzt jedoch nicht mehr. Eine Etage höher, im Erdgeschoss be-

findet sich der B.R.O.T.-Stein, dahinter sind die Vereinsstatuten eingemauert, an den Wänden zeigen zahlreiche Pinntafeln, die Projekte, die vom Solidaritätsfond unterstützt werden. An der „Ausstellungswand“ hängen Fotos, der zwei Mal pro Jahr stattfindenden Gemeinschaftstage, der eine Tag von der Thematik eher spirituell, während der zweite Tag dem Thema Gruppendynamik gewidmet ist. Des Weiteren gibt es im Erdgeschoss einen Abstellraum, wo Gartenmöbel und dergleichen gelagert werden, auch befindet sich im Erdgeschoss eine große behindertengerechte Toilettenanlage, die bei Festen den Gästen zur Verfügung steht. In diesem Sanitärbereich befindet sich auch eine Waschmaschine, diese wird sowohl von den Menschen in den Gästewohnungen benutzt, als auch teilweise von der Gemeinschaft selbst. Im Erdgeschoss befindet sich eine Gemeinschaftswohnung sowie eine der sechs Gästewohnungen, eine große Kapelle mit zahlreichen Sitzgelegenheiten sowie ein großer Gemeinschaftsraum mit 60 Sesseln und zahlreichen Tischen. Gegenüberliegend befindet sich die kleine Teeküche, das Backrohr wird zum Teil von den Bewohnerinnen und Bewohnern der Gästewohnungen genutzt, da die Gästewohnungen nur mit Kochplatten ausgestattet sind. Die kleine Teeküche bietet bei den zahlreichen B.R.O.T.-Haus Festen die Möglichkeit, Speisen aufzuwärmen sowie einen Grundstock an Gläsern und Besteck. Gemeinsam gekocht wird hier nicht, da jede Wohneinheit über eine eigene Küche verfügt, die kleine Teeküche entstand viel mehr aus der Auflage, um eine bestimmte Förderung zu erhalten. Ebenerdig befindet sich auch der Ausgang zum großen Garten, mit zahlreichen Tischen und Bänken ausgestattet, ein Abstellplatz für Fahrräder, ein Geräteschuppen, sowie einem Spielplatz mit zahlreichen Spielgeräten, einer Sandkiste und einem angrenzenden Sportplatz mit zwei Toren und Basketballkörben. Im ersten Stock befindet sich eine große Gemeinschaftsfläche mit einer gemütlichen Sitzgelegenheit und Regalen voller Gesellschaftsspiele, häufig frequentiert von den Kindern der Hausgemeinschaft. Auf dieser Etage befindet sich auch ein begrünter Innenhof, der zwar hauptsächlich für die jeweils angrenzenden Wohnungen gedacht ist, doch wird hier Kaffee getrunken und die Türen stehen offen, kann dies als Einladung dazuzukommen, verstanden werden. Im zweiten Stock befinden sich weitere vier, der insgesamt sechs Gästewohnungen und drei Mitgliederwohnungen, einen weiteren Stock höher, im dritten Stock wie im vierten Stock gibt es weitere Mitgliederwohnungen sowie den Ausgang zur Dachterrasse.

Die Pläne zum B.R.O.T.-Haus befinden sich im Angang unter 9.2.

3.8.6 Die Entstehung weiterer B.R.O.T.-Häuser

Das Gemeinschaftliche Wohnprojekt in der Geblergasse 78 war, mit seiner Vereinsgründung im Sommer 1986, das erste und lange Zeit das einzige in der späteren Serie von B.R.O.T. Häusern, die in Wien und Umgebung mittlerweile entstanden sind. Die Schwerpunktsetzung ist in jedem B.R.O.T.-Haus etwas unterschiedlich, sie richtet sich nach den Bedürfnissen und Wünschen, welche die späteren Bewohnerinnen und Bewohner in ihren partizipativen Prozessen erarbeitet haben. Wo nach sich jedoch jede zukünftige B.R.O.T.-Gemeinschaft bei ihrer Entwicklung zur Hausgemeinschaft richtet, ist das Vereinsstatutenkonzept der Gemeinschaft B.R.O.T., das vom Verband ausgearbeitet wurde und sich aus drei Schritten konstituiert: die Beschaffung eines geeigneten Baugrundes, die Gemeinschaftsbildung, sowie dem Bau und der Besiedlung.

- In einem ersten Schritt muss zunächst ein geeigneter Baugrund feststehen, dieser sollte von der Initiatorin oder dem Initiator des zukünftigen B.R.O.T.-Projekts bereits ausgewählt worden sein und der Gruppenbildungsprozess erst im Anschluss daran erfolgen. Aus Erfahrung hat man gelernt, dass zu viel Zeit verstreichen würde, bis man sich als Gruppe auf einen bestimmten Baugrund geeinigt hat. Steht der Baugrund fest, folgt in einem zweiten Schritt die Suche nach Interessentinnen beziehungsweise Interessenten, mittels mündlicher Weitergabe, über Internetplattformen, Presseinformationen und dergleichen.
- Für Interessierte findet in Folge ein Informationsabend statt, an dem das B.R.O.T.-Konzept und der Baugrund vorgestellt werden, hier ergibt sich auch die Möglichkeit zu einem ersten Austausch. Ergeben sich zumindest 1/3 potenziell Interessierte an dem Projekt, kann es weiter verfolgt werden und ein erstes Interessententreffen wird vereinbart.
- Bei diesem ersten Interessententreffen werden bereits erste Arbeitsteams mit konkreten Aufgabenstellungen, wie Gemeinschaftsentwicklung, Statuten, Spiritualität, Finanzen, Bau und so weiter gebildet. Im Anschluss daran finden monatliche Treffen statt, diese Treffen stellen einen weiteren wichtigen Punkt bei der Entwicklung der Gemeinschaft, durch das gemeinsame Arbeiten am Projekt, dar.

- Ein halbes Jahr danach erfolgt die Konstituierung des Vereins und die Bestätigung der Vereinsbehörde, ab da besteht Rechtsfähigkeit und der gemeinnützige Verein ist formal berechtigt, Förderansuchen und Kreditvereinbarungen zu tätigen. In einer Vollversammlung, bestehend aus dem Proponentenkomitee, wird das gemäß den Statuten, vom Vereinsgesetz vorgesehene Leitungsteam gewählt, diesem obliegt auch die Entwicklung der Gemeinschaft und die Aufnahme neuer Mitglieder.
- Eine Projektkoordination wird gewählt, diese ist in Folge mit der Funktion betraut, alle behördlichen und finanziellen Angelegenheiten vorzubereiten, diese werden nach Absegnung durch die Vollversammlung vom Leitungsteam umgesetzt.
- Ein bis zwei Jahre dauert die Phase der Konstituierung bis zum Baubeginn, abhängig von der Gemeinschaft und den Behörden, in diese Phase wird auch die Finanzierung und das architektonische Konzept ausgearbeitet.
- Dadurch können bereits einige Monate nach der Konstituierung, die Baupläne eingereicht werden, und Landesförderungen ebenso wie behördliche Maßnahmen, zum Beispiel Bankentscheidungen und Ausschreibungen vorbereitet werden.
- In den Vollversammlungen werden alle wesentlichen Bauentscheidungen von den Mitgliedern gemeinsam mit den Architektinnen und Architekten getroffen, Arbeitsteams und Leitungsteam haben dabei die Aufgabe, sämtliche Entscheidungen vorzubereiten.
- Zu einer ersten Bewährungsprobe für die Gemeinschaft kann die Verteilung der geplanten Wohneinheiten nach Lage und Größe werden, auch Bauverzögerungen und unerwartete Steigerungen von Baukosten ebenso wie Finanzierungsfragen können Meinungsverschiedenheiten ergeben. (vgl. Schattovits 1993)

B.R.O.T.-Hauses KALKSBURG

2008 folgte der Baubeginn des B.R.O.T.-Hauses Kalksburg, Promenadeweg 5 im 1230 Bezirk, mit aktuell 57 Wohneinheiten, davon 10 Gästewohnungen, 6 in Kooperation mit der Caritas der Erzdiözese Wien unter dem Konzept des „Wohnens von Jung und Alt“. Aufgrund der Größe des Areals, rund 10 Hektar, wird den Bewohnerinnen und Bewohnern

auch die Möglichkeit der Selbstversorgung geboten. Es stellte sich mit dem zweiten B.R.O.T.-Haus Projekt einerseits die Frage der Eigenständigkeit der neuen Gemeinschaft und andererseits, die Zusammengehörigkeit der beiden Gemeinschaften durch ihre unterschiedlichen Standorte.

VERBAND B.R.O.T-Häuser

Bereits 2007, noch in der Gemeinschaftsbildung des B.R.O.T.-Hauses Kalksburg, wurde der Verband B.R.O.T., als Dachorganisation gegründet, mit der primären Funktion den Austausch zwischen den B.R.O.T.-Vereinen und deren Mitgliedern zu fördern. Die Hauptaufgaben des Dachverbandes sind die Unterstützung der bestehenden Gemeinschaften bei der Erreichung ihrer Ziele, die Organisation gemeinsamer Aktivitäten und die Initiierung neuer Gemeinschaften. Die Idee gemeinschaftlicher, solidarischer und selbst organisierter Wohnformen soll in Staat und Gesellschaft vertreten werden und eine Anerkennung als Trägerverband für diese Form des Wohnens wird dazu angestrebt (www.brot-verband.at).

B.R.O.T-Haus in ASPERN SEESTADT

2014 wurde das B.R.O.T-Haus in Aspern Seestadt, am Hannah-Arendt-Platz 9, im 22. Bezirk in Wien, mit 40 Wohneinheiten, in einer Kooperation mit der Caritas Wien fertiggestellt. Die Caritas stellt sieben Wohneinheiten, die im Rahmen eines „Housing-First-Konzepts“, bewohnt werden (www.brot-aspern.at). Das Wohnprojekt ist interreligiös sowie interkulturell ausgerichtet.

B.R.O.T-Haus PRESSBAUM

Der Grundeigentümer fragt beim Verband Gemeinschaft B.R.O.T. wegen einer möglichen Kooperation an, das Objekt wird eingehend geprüft und befindet sich nun in der Gemeinschaftsfindungsphase, am 12. November 2015 fand das erste Interessierten Treffen statt. Während die Abkürzung B.R.O.T. in den bisher entstandenen Wohnprojekten noch für „Beten – Reden – Offensein – Teilen“ steht, wurde die Abkürzung für das B.R.O.T.-Wohnprojekte Pressbaum abgewandelt. B.R.O.T steht hier mittlerweile für „Begegnen – Reden – Offensein – Teilen“ und auf der Internetseite ist zu lesen „wir streben eine Gemeinschaft von Menschen mit unterschiedlichen Lebensformen, unterschiedlicher Herkunft und Kulturen an“. Die Gemeinschaft zeigt sich offen für alle Menschen, die Spiritualität leben und auch für alle jene, die keinen Bezug dazu haben. Das Zusammenleben der

zukünftigen Bewohnerinnen und Bewohner soll nach „demokratischen, ökologischen und solidarischen Prinzipien“ ausgerichtet sein. Im Vordergrund stehen unter anderem ein „respektvoller, achtsamer Umgang miteinander“, „konsensorientiert Entscheidungsprozesse“, „Solidarität in der Gemeinschaft und nach außen“ sowie „nachhaltig wohnen und leben“ und „mehr gemeinsam nutzen statt allein besitzen“. (www.brot-pressbaum.at).

B.R.O.T.-Haus NEUSIEDEL am SEE

Vom Grundeigentümer wurde der Verband Gemeinschaft B.R.O.T. bezüglich einer möglichen Kooperation angefragt, das Objekt wird derzeit geprüft.

4 Blickwinkel Solidarität

Es kann davon ausgegangen werden, dass auch die Bewohnerinnen und Bewohner eines Gemeinschaftlichen Wohnprojekts von Individualisierungstendenzen nicht ausgenommen sind, da sie ein Teil der Gesellschaft sind. Die überwiegende Form des Wohnens, vor allem in den Städten, hat sich dahin gehend verändert, dass die Menschen in abgeschlossenen Wohneinheiten mit relativ wenig Kontakt zu den restlichen Hausbewohnern leben. In einem Gemeinschaftlichen Wohnprojekt ist das Gegenteil der Fall, es basiert auf einem möglichst häufigen Kontakt der Mitglieder und einem hohen Niveau an Verbindlichkeiten. Die Frage, die sich nun stellt ist, wie in einem Gemeinschaftlichen Wohnprojekt eine verbindliche Basis des Miteinanders trotz Individualisierung hergestellt werden kann?

In der Literatur über Gemeinschaftliche Wohnprojekte wird häufig erwähnt, dass Wohnprojekte auf der Basis von Solidarität funktionieren, beziehungsweise dass Solidarität ein entscheidendes Kriterium in der Hausgemeinschaft darstellt. Der Philosoph Bayertz versteht unter Solidarität „ein wechselseitiges Entstehen von Personen für einander die durch spezifische Gemeinsamkeiten miteinander verbunden sind. Man ist ‚solidarisch‘ mit Menschen, deren Geschichte, deren Überzeugungen oder Interessen man teilt [:].“ (Bayertz 1998: 21). Solidarität wird mit einer kollektiven Bindung an gemeinschaftliche Werte, „die Einheit einer Vielheit, die Verpflichtung auf ein ‚Kollektivinteresse‘, die Kooperation jenseits individuellen Eigennutzes“ (Dallinger 2009: 17) in Verbindung gebracht. Doch das würde der Individualisierungstheorie nach Beck, oder der Systemtheorie nach Luhmann,

moderne Gesellschaft, funktioniert nur durch Ausdifferenzierung, widersprechen (Dallinger 2009: 21).

Zumal in der Fachliteratur ein reger Diskurs darüber existiert, ob solidarisches Handeln unter Modernisierungsdruck (Billmann, Held 2013) stehend, in eine Krise geraten ist, oder ob sich bereits neue Formen von Solidarität (Hondrich, Koch-Arzberger 1992; Beckert, Eckert, Kohli, Streek 2004) finden lassen. Dem Solidaritätsbegriff liegt ein breit gefächertes Assoziationsspektrum zu Grunde, Hilfe, Unterstützung, Zusammenhalt, moralische Übereinstimmungen und wechselseitige Kooperationen wird damit in Verbindung gebracht. Aber wie kann der Begriff „Solidarität“ zur Erforschung einer Hausgemeinschaft und der Beantwortung der Forschungsfrage eingrenzbar gemacht werden? Solidarität ist ein Wortkonstrukt, ein Modewort, womöglich ein Begriff, der seine Zeit hatte und der vielleicht in der modernen Gesellschaft, gar keine Gültigkeit mehr besitzt? Die Schwierigkeit für diese Arbeit liegt nun darin den Solidaritätsbegriff so aufzubereiten, dass er als theoretischer Blickwinkel bei der Beantwortung der Forschungsfrage *„Welche Praktiken werden von den Bewohnerinnen und Bewohnern eines Gemeinschaftlichen Wohnprojekts angewandt, um Solidarität herzustellen?“* eingesetzt werden kann. Dazu wird zunächst der Begriff, wie er in der Fachliteratur dargestellt wird näher erläutert, um im Anschluss daran, die theoretische Rahmung nach Tranow (Tranow 2012) darzustellen, wie der Solidaritätsbegriff für diese Arbeit seine Anwendung findet.

4.1 Der Solidaritätsbegriff in der Fachliteratur

Ursprünglich stammt der Solidaritätsbegriff aus dem rechtlichen Bereich und bedeutet in seiner wörtlichen Übersetzung „Schuld für das Ganze“. Alle Mitglieder einer Gemeinschaft wurden für den Schuldenstand eines Individuums und umgekehrt zur Verantwortung gezogen (Bayertz 1998: 11). Im 19. Jahrhundert begann sich der Solidaritätsbegriff einerseits zu einem politisch-ethischen Leitbegriff, und andererseits in eine deskriptiv-analytische Kategorie in der Soziologie, zu entwickeln (vgl. Schmelter 1991). Hintergrund dieser Teilung war die politisch-industrielle Doppelrevolution, welche zu dieser Zeit das soziale Leben grundlegend veränderte. Für den Zerfall der Solidarität wurden einerseits die Vergesellschaftung des Marktes und andererseits die zunehmende Arbeitsteilung verant-

wortlich gemacht. Der Begriff taucht auf, als es zu einem Verlust an zwischenmenschlichen Bindungen kommt und soziale Regeln der Kooperation nicht mehr durch Tradition und Religion abgesichert waren (Luhmann 1984: 80). Solidarität wurde als Antwort auf „sozialistischen Revolutionsvorstellungen über gemäßigte Reformpositionen in der Tradition des Sozialkatholizismus bis hin zu liberalen Konzepten einer marktbasierten Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung“ (Tranow 2012: 12) gesehen.

Der politisch-ethische Gedanke dahinter geht mit der Vorstellung von Verantwortung, Unterstützung und Gerechtigkeit einher. Wir können uns in abstrakter Weise mit der Dritten Welt solidarisch fühlen oder in einem viel kleineren Rahmen mit unserer Nachbarschaft oder unserer Familie. In der katholischen Soziallehre und der politischen Rhetorik vermittelt der Begriff Solidarität Hilfestellung und Umverteilung zugunsten sozial schwächer gestellter Menschen (Dallinger 2009: 21). Zahlreiche Studien differenzieren verschiedene Ebenen solidarischer Beziehungen, Solidarität auf der Makroebene mit fremden Anderen oder auf der Mikroebene, wie Familie, Gruppen oder Netzwerken (Crow 2002). Weil der Begriff in so unterschiedlichen sozialen Dimensionen seine Verwendung findet, spricht Reddig auch von einem Mehrebenenphänomen (Reddig 2005). Als kleinsten gemeinsamen Nenner von Solidarität nennt Montada folgende Definition „Solidarität ist normativ erlebte Verpflichtung, für Anliegen einer sozialen Einheit zu handeln, dafür andere Anliegen zurückzustellen und damit zu kommunizieren, dass die solidarisch handelnde Person ihre Zugehörigkeit zu dieser sozialen Einheit einen hohen Stellenwert beimisst“ (Montada 1999).

Dallinger sieht in ihrem Buch „Die Solidarität der modernen Gesellschaft“ (Dallinger 2009) eine Notwendigkeit darin, zwei Traditionen der Verwendung des Solidaritätsbegriffs herauszuarbeiten. Einerseits wird der Begriff in gesellschaftstheoretischen Diskursen in der Soziologie diskutiert und spricht hier das Problem der sozialen Ordnung an. In der Tradition von Durkheim und Parson wird die Frage nach ökonomischen Gesichtspunkten gestellt, wie ist Gesellschaft überhaupt möglich, wenn sie aus „rationalen Egoisten mit antagonistischen Interessen“ (Dallinger 2009: 12) zusammengesetzt ist? Die Antwort darauf, warum wir nicht in einer Gesellschaft leben in der alle gegen alle kämpfen sahen die frühen Soziologen die den geteilten kulturellen Werten. Ein engerer Solidaritätsbegriff geht zurück auf die gegenseitige Haftung des Kollektivs, so kann Solidarität auch als Verantwortung einer Gruppe gegenüber schwächeren Mitgliedern gesehen werden. Diese Auslegung des Solida-

ritätsbegriffs spielt vor allem in sozialpolitischen Diskursen eine Rolle und meint im breiteren Sinne eine Umverteilung von Einkommen zugunsten von sozial schwächeren Individuen. Sowohl sozialpolitisch- wie gesellschaftstheoretisch geht der Solidaritätsbegriff vom gleichen Problem aus, der Frage, wie es möglich ist kollektive Ziele, trotz nutzenmaximierender Akteure und individualisierter Einzelner, zu erreichen. In Anlehnung an Tranow, mit dessen Solidarnormenkonzept in Folge auch die Forschungsfrage beantwortet werden soll, werden zunächst drei zentrale Konzepte aus seinem Buch „Das Konzept der Solidarität“ (Tranow 2012) exemplarisch dargestellt werden.

4.2 Exemplarische Solidaritätskonzepte und deren Defizite

Eine erste Solidaritätstheorie erarbeitet *Emil Durkheim* in seinem Hauptwerk „Über soziale Arbeitsteilung“ (Durkheim 1992 [1893]), im Rahmen einer Studie über arbeitsteilige Differenzierung in der modernen Gesellschaft. Er geht davon aus, dass sich durch den Wandel sozialer Strukturen auch die Formen von Solidarität in eine Gesellschaft verändern. Er unterscheidet zwischen einer auf Ähnlichkeit basierenden mechanischen Solidarität, als vorherrschendem Solidaritätstyp segmentär differenzierter Gesellschaften und einer auf Interdependenz gegründeten organischen Solidarität als vorherrschendem Solidaritätstyp arbeitsteilig differenzierter Gesellschaften. Zentral an seiner These ist die Annahme, dass Individuen „ohne sich gegenseitig Opfer zu bringen, ohne sich wechselseitig stark und dauerhaft zu binden“ (Durkheim 1992: 285) keine Ordnung bilden können. Das Problem soziale Ordnung herzustellen liegt darin, dass die Herstellung auf einem Spannungsverhältnis zwischen individuellen Interessen und gesellschaftlichen Anforderungen beruht. Die Lösung erkennt Durkheim in einer sozialen Kraft, die „den Menschen zwingt, mit dem anderen zu rechnen, seine Bewegungen durch etwas anderes zu regulieren als durch die Triebe seines Egoismus“ (Durkheim 1992 [1893]: 468). Die soziale Kraft liegt nach Durkheim in der geteilten Moral der Individuen, Normen, die „Handeln im Hinblick auf Ziele, die nicht seine Ziele sind, zu Konzessionen, zu Kompromissen, zur Berücksichtigung höherer Interessen, als seiner eigenen“ (Durkheim 1992: 284) verpflichten. Solidarität und Moral werden nach Durkheims nahezu ident verwendet (Luhmann 2008: 24), die Herausforderung die sich hier stellt, liegt darin „sie zu beobachten, zu klassifizieren und die Gesetze zu suchen, die sie erklären“ so Durkheim (Durkheim 1992 [1893]: 76). Durkheim

setzt zwei Faktoren voraus unter denen moralischen Normen befolgt werden, beziehungsweise Solidarität gewährleistet werden kann: Zum einen lassen Verbundenheitsgefühle Solidarität entstehen und zum Anderen wird eine Befolgung durch soziale Kontrolle und Sanktionen erreicht.

Bezug nehmend auf Tranow, bleibt der Solidaritätsbegriff bei Durkheim, obwohl er eine zentrale Kategorie darstellt, unspezifisch und unscharf, weil die handlungstheoretische Fundierung fehlt. Die Begriffe Solidarität und Moral bleiben dabei zu abstrakt und es bleibt undeutlich definiert, zur Lösung welcher sozialen Probleme moralische Normen beitragen. Alle Handlungsanforderungen an Gesellschaftsmitglieder, die den Individuen dabei bestimmte Opfer abverlangen, werden bei Durkheim unter dem Begriff der moralischen Normen zusammengefasst. Dies würde bedeuten, dass „Unterstützungspflichten ebenso wie Kleidungsvorschriften, Loyalitätsgebote ebenso wie die Schulpflicht“ (Tranow 2014: 17) als moralische Normen aufzufassen sind und unter den Solidaritätsbegriff fallen. Ein weiteres Defizit in der Solidaritätstheorie nach Durkheim ist in den Handlungsdimensionen von Solidarität zu erkennen, das Verhältnis sowie der Status von Verbundenheit und Sanktion ist unzureichend geklärt. Durch altruistische Motivationen entstehen Gefühle der Verbundenheit, gleichzeitig sind diese jedoch nicht immer ausreichend entwickelt, um egoistisches Verhalten zu unterdrücken. Die Frage, die sich stellt, wie kann sich Solidarität in einer Gruppe oder in der Gesellschaft auf altruistische Motive stützen und in welchen Situationen bleibt sie auf Sanktionen und soziale Kontrolle angewiesen? Für Tranow (Tranow 2014: 18) werden diese zentralen Fragen von Durkheim unzureichend behandelt, es wird lediglich deutlich, dass Verbundenheitsgefühle ebenso wie Sanktionen eine Rolle spielen. Den Mangel erkennt Tranow, dass keine Theorie des sozialen Handelns entwickelt wurde, welche die Motivstruktur und Handlungsrationalität der Individuen fassbar (Lindenberg 1998: 65 ff.) macht.

Hondrich und Koch-Arzberger (Hondrich & Koch-Arzberger 1992) beschreiben Solidarität als eine Bereitschaft zu freiwilliger Unterstützungsleistung, die auf einem „Gefühl der Zusammengehörigkeit zwischen Personen“ gründet. Diese „trotz Differenzen, ihre Interessenlage und Ziele als gleich verstehen, aber ungleich beeinträchtigt sehen, woraus der Anspruch bzw. die freiwillige Verpflichtung einseitiger Unterstützung erwächst.“ Daran „gekoppelt, mit dem Anspruch auf bzw. der Verpflichtung zur Unterstützung von der anderen

Seite, sofern die Situation sich verkehrt“ (Hondrich & Koch-Arzberger 1992: 14). Solidarität wird dabei als eine soziale Bindung gesehen, die von Liebe, Brüderlichkeit, Toleranz, Marktbeziehungen und Hierarchie abzugrenzen ist.

Das Solidaritätskonzept von Hondrich und Koch-Atzberger (Hondrich & Koch-Arzberger 1992), ist gut geeignet für die Sondierung von Problemfeldern in der soziologischen Solidaritätsforschung, das entwickelte Solidaritätskonzept hingegen wirft mehr Fragen auf, als es zu lösen vermag. Hier wird eine sehr detaillierte Bestimmung des Solidaritätsbegriffs geliefert, theoretisch ist das Konzept jedoch unbefriedigend und für eine praktische Analyse problematisch. Solidarität geht bei Hondrich und Koch-Atzberger von Verbundenheitsgefühlen aus, die freiwillige Unterstützungsleistungen hervorbringen, nach Tranow treten Unterstützungsleistungen empirisch jedoch auch ohne Verbundenheitsgefühle auf (Tranow 2014: 19). Einen weiteren Kritikpunkt sieht er darin, dass die Normdimension nicht ausreichend ausgearbeitet wurde, Solidarität zeichnet sich zwar durch soziale Bindung von Unterstützungs- und Reziprozitätsansprüchen aus, der Status bleibt jedoch ungeklärt. Nicht thematisiert wird, inwieweit ein Verstoß sanktioniert wird, die Rolle welche Sanktionen im Solidaritätskonzept spielen bleibt unklar, obwohl diese bei Durkheim ausdrücklich betont wird. Hondrich und Koch-Arzberger widmen sich in ihrem Buch „Solidarität in der modernen Gesellschaft“ hauptsächlich praktischen Fragen zur Solidarität in der modernen Gesellschaft. Dabei werden theoretisch-konzeptionelle Probleme, wie sie für eine praxisorientierte Solidaritätsforschung benötigt werden nicht behandelt, diese sind jedoch für ein theoretisches Konzept entscheidend (Tranow 2014: 20).

Kaufmann entwickelt einen Solidaritätsbegriff der sich „antithetisch am Begriff egoistischer Interessenverfolgung“ (Kaufmann 2002: 44) orientiert und definiert „die Nachrangigkeit des Eigeninteresses bzw. das Fehlen einer egoistischen Interessenverfolgung im Handlungsvollzug“ als einen entscheidenden Faktor solidarischen Handelns. Die Erkennbarkeit eines solchen Handelns wäre dann gegeben, wenn eine zweckrationale Rekonstruktion der Handlungssituation, „ein egoistischeres Handeln als das beobachtete nahelegen würde“ (Kaufmann 2002: 41). Kaufmann unterscheidet dazu vier typische Unterscheidungsformen, Loyalität, Altruismus, erweiterte Reziprozität und kollektivitätsorientiertes Verhalten. Mit Loyalität wird eine Orientierung an die Erwartungen Dritter verstanden, bezogen auf Situationen, in denen die Erwartung nicht erfüllt wird und nicht mit Sanktionen zu rechnen ist. Unter Altruismus versteht Kaufmann eine Leistung gegenüber anderen,

die ohne Erwartungen einer Gegenleistung erbracht wird, erweiterte Reziprozität ist als Leistung eines Systems wechselseitigen Ausgleichs und der Abhängigkeit zu verstehen. Als kollektivitätsorientiertes Verhalten bezeichnet Kaufmann jenes Verhalten, welches Beiträge die zur Realisierung eines bestimmten kollektiven Interesses erbracht werden, liefert (Kaufmann 2002: 41 ff.). Kaufmann entwickelt ein Konzept aus steuerungstheoretischer Perspektive, er fasst dazu Markt, Hierarchie, Professionalität und Korporatismus als Typen der sozialen Steuerung auf. Damit der jeweilige Bereich dauerhaft Handlungen koordinieren kann, müssen Bedingungen wie der Standard adäquater Leistungserbringung existieren (guidance), eine Konformität der Akteure gewährleistet sein (control) und eine Evaluation der Handlungsergebnisse im Hinblick auf die Zielrealisierung (evaluation) stattfinden (Kaufmann 2002: 46). Bezug nehmend auf die vier Erscheinungsformen, formuliert Kaufmann unterschiedliche Bedingungen die eine solidarische Handlung koordinieren (Kaufmann 2002: 44 ff.). Erstens muss definiert sein, in welchen Situationen welche Solidarleistungen erbracht werden sollen, die Standards dazu leiten sich aus geteilten Werten und Situationsdefinitionen ab. Es bedarf zweitens, bestimmter Anreize, die auf Bedürfnisse der Anerkennung reflektieren, um dauerhaft eine Konformität mit den Standards herzustellen. Solidarisches Handeln innerhalb einer Gruppe wird mit Achtung belohnt, während auf unsolidarisches Handeln durch Missachtung sanktioniert wird. Des Weiteren bedarf es einer Erfolgskontrolle, die Gruppe muss durch Kommunikation systematisch evaluieren, ob die Solidarziele auch realisiert worden sind.

In Anlehnung an Tranow ergeben sich im Solidaritätskonzept von Kaufmann folgende Defizite um einen optimalen Handlungstypus zu konstruieren, er bleibt dafür in bestimmten Bereichen seiner Argumentation zu unpräzise. Kaufmann verbindet das Kernelement solidarischen Handelns, die altruistische Motivation, nicht mit den zuvor ausgearbeiteten vier Erscheinungsformen der Solidarität. Leistungsstandards, Anerkennungsanreize und Erfolgskontrolle werden in Kaufmanns Konzept als Bedingungsfaktoren einer solidarischen Handlungskoordination herausgearbeitet (Tranow 2014: 22). Die zentralen Punkte der steuerungstheoretischen Überlegungen sind jedoch nicht ausreichend entwickelt, dadurch ist auch das analytische Potenzial des Konzepts eingeschränkt. Im Sinne von Tranow wurde dabei in erster Linie der normothetische Aspekt des Steuerungstyps Solidarität unzureichend entwickelt, zentral an diesem Steuerungstypus bei Kaufmann, sind Leistungsstandards die in der Gruppe durchgesetzt werden. Normen und deren Realisierung

bilden die Grundlage des Solidaritätskonzepts von Kaufmann, diese zentrale Rolle bleibt jedoch implizit, eine Normtheorie (Tranow 2014: 23) wird nicht ausgearbeitet. Ein weiteres theoretisches Defizit stellt die Unklarheit der Rolle von Anerkennungsreizen dar, regelmäßiges solidarisches Handeln führt zu einer Belohnung durch Anerkennung. Kaufman erläutert jedoch nicht näher, welche Funktion diesen Anerkennungsreizen dabei zugeschrieben wird. Die Hauptkritik liegt jedoch darin, dass das Solidaritätskonzept von Kaufmann auf Grund des Fehlens einer normtheoretischen und handlungstheoretischen Fundierung in keinen konsistenten Zusammenhang gebracht werden kann (Tranow 2014: 24).

4.3 Problem der Anbindung an einen Theoretische Bezugsrahmen

Wie bereits ausführlich dargelegt setzt der Solidaritätsbegriff ein breites Spektrum an Assoziationen frei, folglich ist er aufgrund dieser Heterogenität nicht leicht einzugrenzen, woraus sich die Schwierigkeit der Anbindung an einen theoretischen Bezugsrahmen ergibt (Tranow 2014:14). Im Sammelband zum Thema Solidarität stellt Wiswede fest, dass die Operationalisierung des Solidaritätsbegriffs, in den meisten Fällen einer Ad-hoc Charakterisierung (Wiswede 2001: 329) gleicht. Auch Thome (Thome 1998: 224) kommt zu einem ähnlichen Ergebnis, in der soziologischen Literatur sind zwar zahlreiche Thesen und Befunde zum Thema Solidarität zu finden, diese behandeln jedoch nur spezifische Problemstellungen. Nach Lindenberg zeigt sich das Defizit vor allem darin, dass der Begriff Solidarität als Handlungstypus unzureichend entwickelt ist und dadurch die konstitutiven Bedingungen solidarischen Handelns nicht ausreichend geklärt sind (Lindenberg 1998: 103).

Auch für diese Arbeit konnte trotz eingehender Literaturrecherche nur eine unzureichende theoretische Rahmung für das Konstrukt Solidarität gefunden werden, der Blickwinkel war entweder zu allgemein gehalten oder zu spezifisch definiert. Als Beispiele sollen etwa Durkheims Solidaritätstheorie oder Szydliks (Szydlik 2000) Konzept familialer Generationensolidarität genannt werden. Hingegen liefert das Solidarnormen Konzept von Tranow (Tranow 2014) optimale Bedingungen um die Forschungsfrage „*Welche Praktiken werden von den Bewohnerinnen und Bewohnern eines Gemeinschaftlichen Wohnprojekts angewandt, um Solidarität herzustellen?*“ beantworten zu können. Indem er eine Definition für Solidarnormen erstellt, ein Konzept der kritischen Transfersituationen ausarbeitet und im

Anschluss daran vier Solidarnormen definiert, ermöglicht er einen für diese Arbeit optimal einsetzbaren theoretischen Rahmen.

Tranow liefert zunächst eine allgemeine Definition zum Begriff Solidarnormen: „Solidarnormen bringen die Erwartung eines Normgebers zum Ausdruck, dass bestimmte Akteure einen kompensationslosen Transfer privater Ressourcen bestimmten Umfangs zugunsten bestimmter anderer individueller Akteure oder einer bestimmten Gruppe leisten sollen.“ (Tranow 2014: 54). Auf Basis dieser Definition werden vier Solidarnormen, Bereitstellungs-, Verteilungs-, Unterstützungs- und Loyalitätsnormen, welche das Kernelement des Solidarnormkonzepts bilden differenziert. In Anlehnung an Baumann (Baumann 1996: 54) werden dabei zwei unterschiedliche Arten von Normen, nach Existenz und nach Geltung, differenziert. Normen erlangen ihre Existenz dadurch, dass ein Verhaltenswunsch mit einer Normsetzung, zu einer sozialen Tatsache wird, wobei eine Normsetzung von der mimischen Geste bis hin zum Erlass von Gesetzen reichen kann. Bei einer Solidarnormsetzung wird somit von einem wollenden Individuum über andere Individuen, eine bestimmte kompensationslose Transferleistung erbracht. Um von einer geltenden Solidarnorm sprechen zu können, muss diese jedoch eine Verhaltensregelmäßigkeit aufweisen (Baumann 1996: 58) und die Mehrheit der Adressatinnen und Adressaten diese „im Großen und Ganzen“ (Tranow 2014: 55) befolgen. Wobei nur dann von einer gültigen Solidarnorm ausgegangen werden kann, wenn diese auch tatsächlich die Ursache für eine Verhaltensregelmäßigkeit darstellt. Geschieht eine Verhaltensregelmäßigkeit aus anderen Gründen, wie zum Beispiel aus Spaß an einer Sache, ist nicht von einer verhaltenswirksamen Solidarnorm, zu sprechen. Geltung setzt einen Kausalzusammenhang zwischen einer existierenden Solidarnorm und einer beobachtbaren Verhaltensregelmäßigkeit voraus. Für eine Solidarnorm entscheidend dabei ist, dass sie als Ursache einer Verhaltensregelmäßigkeit gesehen werden kann, nicht entscheidend dabei, ob diese aus Sanktionsvermeidung, moralischer Überzeugung, Respekt oder Traditionsgebundenheit befolgt wird. Dazu werden drei unterschiedliche Typen, interessensbasierte, überdeterminierte und solidarische Solidarnormgeltungen differenziert. Somit kann von der Existenz einer Solidarnorm dann ausgegangen werden, wenn diese die Ursache für regelmäßige, kompensationslose Transferleistungen darstellt, die mit dem Inhalt einer bestimmten Norm übereinstimmen. (Tranow 2015: 57)

Tranow verzichtet, im Gegensatz zu vielen anderen Normkonzepten, in seinem Konzept darauf, Setzung und Geltung von Solidarnormen mit Sanktionen zu verbinden und geht einen anderen Weg. Nach Popitz werden Sanktionen als „Reaktionen, die mit der Intention der Erkennbarkeit für den Betroffenen als negativ (strafende) Antwort auf ein bestimmtes Verhalten vollzogen werden“ (Popitz 1980: 28) verstanden. Für eine Sanktionshandlung wesentlich ist dabei, dass eine Akteurin oder ein Akteur eine Missbilligung über eine bestimmte Handlung oder ein Verhalten zum Ausdruck bringt. Die Möglichkeit zur Sanktionierung könnte jedoch, nach Tranow gar nicht gegeben sein und eine Normsetzung trotzdem mit hoher Verbindlichkeit befolgt werden. Er nennt dazu Beispiele wie etwa den „religiösen Führer“ oder den „Dorfältesten in traditionellen Gesellschaften“ (Tranow 2015: 58). Somit kann davon ausgegangen werden, dass nicht jede Solidarnormsetzung automatisch mit einer Sanktionierung einhergeht und dass nicht jede Solidarnormgeltung auf die Androhung von Sanktionen zurückzuführen ist.

In der Solidaritätsdebatte wirft die Frage aufgeworfen, ob gesetzliche Transferleistungen unter den Begriff Solidarität fallen oder nicht, da Rechtsnormen auf Zwang basieren, während Solidarität mit freiwilligem Handeln einhergeht (Hondrich, Koch-Arzberger 1992). Tranow geht davon aus, keine Trennung zwischen rechtlichen und sozialen Solidarnormen vorzunehmen. Er begründet es damit, dass rechtlich implementierte, ebenso wie soziale Solidarnormen auf eine „intrinsische Motivation zur Solidarnormbefolgung“ (Tranow 2014: 61) ihrer Adressaten angewiesen sind. Werden rechtlichen Solidarnormen aus dem Solidaritätskonzept ausgeschlossen, fallen wichtige gesellschaftliche Verpflichtungen zu kompensationslosen Transferleistungen aus der Solidaritätsanalyse weg.

Warum haben Individuen überhaupt ein Interesse an Solidarnormen? Diese Frage ist in weiterer Folge eng mit der Frage verbunden, wie Solidarnormen sinnvoll zu differenzieren sind. Ein Interesse ist unter zwei Bedingungen gegeben: Die Erste besteht darin, dass sich Individuen von anderen Individuen kompensationslose Transferleistungen wünschen. Vier Ziele werden dabei verfolgt 1. Bereitstellung von Kollektivgütern, 2. die Realisierung von Verteilungsgerechtigkeit, 3. die Überwindung von Bedarfssituationen und 4. die Loyalität zwischen Kooperationspartnern. Entscheidend bei der Verfolgung dieser Ziele, ist der rein kompensationslose Transfer privater Ressourcen, nicht aus welchem Grund, etwa Eigeninteresse oder ideelle Werte, diese verfolgt werden. Die zweite Bedingung für ein Interesse

an Solidarnormen entsteht in Situationen, in denen nicht mit einem kompensationslosen Ressourcentransfer gerechnet werden kann. Es besteht für die Zielakteure kein ausreichender Anreiz, aus eigenem Antrieb tätig zu werden, daraus ergibt sich eine Diskrepanz zwischen Verhaltenswunsch und Verhaltenswahrscheinlichkeit. Diese Situation, welche unter gegebenen Bedingungen möglicherweise nicht zum gewünschten Verhalten führen würde, wird von Tranow als kritische Transfersituation bezeichnet. Solidarnormen dienen folglich dazu, trotz fehlender Anreizsituation, beim Individuum das gewünschte Verhalten hervorzurufen. Das erwartete Normverhalten stellt dabei zunächst nur eine Option dar, ob es zur Umsetzung kommt, hängt infolge von den Restriktionen und Anreizen zur Solidarnormbefolgung ab (vgl. Tranow 2014: 62).

4.4 Die vier Solidarnormen nach Tranow

Tranow (Tranow 2012) entwickelt in Anlehnung an Lindenberg (1998) eine theoretische Rahmung für Solidarnormen, die in kritischen Transfersituationen bestimmte Leistungen von den Beteiligten erfordern. Er geht davon aus, dass dadurch Problembereiche wie kritische Transfersituationen und Verhaltensanforderungen, die im Alltag mit Solidarität verbunden sind, durch Solidarnormen abgedeckt werden. Eine Solidarnormbindung kann als persönliche Eigenschaft eines Individuums gesehen werden, das Individuum fühlt sich einer Norm verpflichtet und hält sich daran. Es wird sich auch in jenen Situationen daran halten, die keine ausreichenden Anreize zur Befolgung liefern, dieser Punkt, unterscheidet solidarnormgebundene Individuen von jenen mit einer opportunistischen Haltung. Opportunistischen Individuen fehlt das Gefühl einer Solidarnorm verpflichtet zu sein, sie werden ihr Verhalten nicht solidarisch, sondern rein nach den für sie günstigsten Anreizbedingungen ausrichten. Die Verhaltenswirksamkeit von Solidarnormen drückt sich in einem sozialen Gefüge somit in Form einer bestimmten Praxis der Hilfestellung, der Unterstützung und der Kooperation aus (Tranow: 2012: 244). Tranow unterteilt diese in sogenannte Bereitstellungsnormen, Verteilungsnormen, Unterstützungsnormen und Loyalitätsnormen und geht davon aus, dass dadurch der Rahmen für eine soziologische Solidaritätsanalyse gegeben ist.

1. Durch *Bereitstellungsnormen* wird dem Kollektiv, auch wenn keine ausreichenden Anreize dafür zu erkennen sind, etwas zur Verfügung gestellt, die Beteiligten leisten einen Beitrag zur Produktion eines Kollektivguts. Ein Problem dabei ist das sogenannte „Trittbrettfahren“, es kommt dazu, wenn Individuen der Versuchung ausgesetzt sind, sich einen Vorteil auf Kosten anderer zu verschaffen. Die meisten alltäglichen Bereitstellungsnormen fordern geringfügige Opfer in Form von Zeit, Geld oder anderen Ressourcen, andere können jedoch auch mit größeren Opfern verbunden sein. Tranow nennt dazu ein Beispiel, anhand von Familie, wo eine Bereitstellungsnorm definiert, wer was im Haushalt zu erledigen hat. Diese Regeln können variieren und nicht jedes Individuum zu den gleichen Leistungen verpflichtet sein, im Fall der Kinder zum Beispiel könnten andere Regeln gelten als unter Erwachsenen. Die Verhaltensforderung, die an eine Bereitstellungsnorm gestellt wird, lautet daher „Ego soll einen Beitrag zur Bereitstellung eines öffentlichen Guts leisten, auch wenn dieser Beitrag nicht durch seine Eigeninteressen gedeckt ist“ (Tranow 2012: 64).

2. Bei den *Verteilungsnormen* wird trotz der Möglichkeit zu einem ausbeuterischen Verhalten auf eine gerechte Aufteilung von Kosten und Nutzen geachtet. Eine Partei befindet sich in der Position Gewinne auf Kosten anderer zu erzielen, sieht jedoch von einer gewinnmaximierenden Strategie ab. Eine gerechte Aufteilung richtet sich dabei nach Tranow, am Prinzip der Gleichheit, trotz Status von Personen oder anderen Merkmalen, erfolgt eine Gleichverteilung von Kosten und Nutzen. Wobei eine bedingte Gleichverteilung eines Gutes sich daraus ableiten lässt, dass mehrere Individuen gleich viel beigetragen haben und eine Ungleichverteilung dann geboten ist, wenn dies nicht der Fall ist. Eine bedarfsabhängige Verteilung von Gütern kann gegeben sein, wenn das Prinzip der Bedürftigkeit besteht, dieses ist in Folge unabhängig von askriptiven Merkmalen und individuellen Leistungen. Bei Verteilungsnormen handelt es sich nicht um universell gültige Normen, sie sind situations-, beziehungs- und kontextspezifisch und unterschiedliche Prinzipien können dabei zum Tragen kommen. Als Beispiel wird von Tranow wieder die Familie genannt, die Verteilungsnorm wird hier eher nach dem Bedürfnis- und Gleichheitsprinzip erfolgen wird, während am Arbeitsplatz vermehrt das Leistungsprinzip im Vordergrund stehen wird. Zu kritischen Verteilungsnormen kommt es dann, wenn engere persönliche Kontakte wie Familie oder Freundeskreis eine Rolle spielen, dort wo es moralisch untersagt ist, auf Kosten des anderen Individuums einen Gewinn zu erwirtschaften. Die Verhaltensforderung an

eine Verteilungsnorm kann somit folgendermaßen beschrieben werden: „Ego soll sich bei der Aufteilung von Kooperationskosten/-nutzen an eine bestimmte Verteilungsregel halten, statt seinen Gewinn einseitig auf Kosten von Alter zu maximieren“ (Tranow 2012: 67)

3. Durch *Unterstützungsnormen* werden Hilfeleistungen in Notsituationen gewährleistet, auch wenn diese nicht durch ein unmittelbares Eigeninteresse abgedeckt sind. Das bedeutet, dass eine Unterstützung in einer bestimmten Situation zur Verfügung gestellt wird, in der das Individuum, zur Lösung des Problems auf die Hilfe anderer angewiesen ist. Die Hilfe anderer zu benötigen kann breit definiert sein, sie kann von physischer Bedrohung über Unterstützung beim Umzug bis hin zu einer Prüfungsvorbereitung reichen. Schwierigkeiten können sich folglich auch hier ergeben, wenn nicht genügend Anreiz darin besteht, eine Unterstützungsleistung zu erbringen. Das kann zum Beispiel dann der Fall sein, wenn die Unterstützungsleistung nicht als eine Investition in die eigene eventuelle Bedarfssituation gesehen wird. Wie sich eine solche Bedarfssituation konkret darstellt und in welchem Ausmaß eine Unterstützungsleistung erbracht wird, kann auch sehr stark kulturell und kontextabhängig variieren. Die charakteristische Verhaltensforderung an eine Unterstützungsnorm weist daher folgende Eigenschaft auf: „Ego soll Alter in einer Bedarfssituation Unterstützung leisten, unabhängig von dem Investitionscharakter dieser Leistung.“ (Tranow 2012: 70)

4. Durch *Loyalitätsnormen* werden Kooperationsbeziehungen auch dann weitergeführt, wenn Anreize zu einem Ausstieg bestehen. Das bedeutet, Loyalität im Sinne von Hirschmann (Hirschmann 1974), den Verzicht aus einer bestehenden Kooperation auszusteigen, auch wenn sich nicht mehr genügend Anreize für einen Verbleib in der Kooperation erkennen lassen. Oder anders gesagt, eine bestehende Kooperationsbeziehung wird auch dann fortgeführt, wenn sich für eine Partei bessere Alternativen, für die andere Partei daraus jedoch ein Nachteil ergeben würde. Kooperationsbeziehungen sind prinzipiell immer auch geprägt von Loyalitätsnormen, würden wir das Beispiel Partnerschaft heranziehen, würde sich die Loyalitätsnorm in der Forderung nach Treue ausdrücken. Wie auch bei allen anderen drei bereits erwähnten Solidaritätsnormen ist die Bindung hier ebenfalls kontextabhängig. Im engeren sozialen Umfeld, wie in der Familie oder im Freundeskreis, wird Loyalität üblicherweise einen höheren Stellenwert haben, als wenn es sich nur um rein geschäftliche Unternehmungen handelt. Die Verhaltensforderung einer Loyalitätsnorm

lautet daher folgendermaßen: „Ego soll eine bestehende Kooperationsbeziehung auch dann fortführen, wenn sich eine alternative Option bietet, die er als attraktiver bewertet.“ (Tranow 2012: 72)

Um soziale Ordnung aufrecht zu halten, müssen Gesellschaftsmitglieder somit die Bereitschaft aufweisen, ihre eigenen Interessen zugunsten anderer oder der Gemeinschaft zurückzustellen. Gehen wir nun wieder davon aus, in einer individualisierten Zeit zu leben, in der fortschreitende Prozesse der Rationalisierung, Individualisierung und Globalisierung die Bedingungen sozialen Zusammenlebens grundlegend verändert haben, so wird das Zustandekommen von Solidarität in einer Hausgemeinschaft nicht grundsätzlich gegeben sein. Der von Tranow entwickelte theoretische Rahmen schafft mit seiner Unterscheidung von vier kritischen Transfersituationen und den Solidarnormen ein Konzept, das allgemein und differenziert zugleich ist, um die Praktiken von Solidarität in der Hausgemeinschaft B.R.O.T. untersuchen zu können.

5 Methodische Herangehensweise

Auf den folgenden Seiten soll die methodische Vorgehensweise, die zur Beantwortung der Forschungsfrage „*Welche Praktiken werden von den Bewohnerinnen und Bewohnern eines Gemeinschaftlichen Wohnprojekts angewandt, um Solidarität herzustellen?*“ dient, in ihrer konkreten Umsetzung dargestellt werden. Dazu soll zunächst auf Warde verwiesen werden, sie erkennt ein Problem darin, dass wenn Praktiken und nicht Individuen und deren Handlungen im Mittelpunkt stehen, es nicht wirklich gut ausgearbeitete Forschungsdesigns und keine vorgefertigten Methodenpakete gibt, die dem Forschenden zur Verfügung stehen (Warde 2005: 149).

Die praxistheoretische Perspektive verlangt nach detaillierten Beobachtungen und Beschreibungen, Interpretationen und Reflexionen sozialer Prozesse, die Stärken qualitative Methoden liegen in diesem Bereich. Obwohl es nicht auszuschließen ist, auch quantitative Methoden zu verwenden, werden Forschungsfragen die sich auf soziale Praktiken beziehen, vermehrt durch qualitative Methoden beantwortet. Typische Forschungsfragen richten

ihren Fokus darauf, wie bestimmte Prozesse in Angriff genommen werden, ausgeführt werden, durchgeführt werden, reproduziert werden, verändert und wieder verlassen werden (Halkier 2010: 39). Für Halkier stellt deshalb nicht nur die Beobachtung, sondern auch Einzelinterviews eine durchaus geeignete Methode zur Erforschung sozialer Praktiken dar (Halkier 2010: 40). Unter anderem empfiehlt auch Jaeger-Erben (Jaeger-Erben 2010: 281) eine Methodenkombination, ‚reaktive‘ Methoden wie das Interview mit ‚nichtreaktiven‘ Methoden wie Beobachtungsverfahren zu kombinieren. An dieser Stelle wird auf den Methodenmix von Watson und Shove verwiesen, die zur Untersuchung von ‚doing it yourself‘ Praktiken, Tiefeninterviews, Teilnehmende Beobachtung, Hausbegehungen, Expertinnen und Experteninterviews sowie Dokumentenanalysen miteinander kombinieren (Watson, Shove 2008: 72). Diese Offenheit in der Herangehensweise soll daher auch für diese Arbeit genutzt werden und ein Methodenmix aus Expertinnen-/Experteninterviews, welche die Haupterhebungsform darstellen, und Teilnehmender Beobachtung gewählt werden, um die Praktiken der Solidarität herauszuarbeiten zu können. Die theoretische Rahmung aus Kapitel 4 bildet die Basis, wie die sehr breite Definition des Solidaritätsbegriffs für diese Arbeit, sowohl in der Erhebung als auch in der Auswertung nach Praktiken für diese Arbeit zu verstehen ist.

5.1 Feldzugang und Rahmendbedingungen

Da sich die Forschungsfrage auf die Gemeinschaft B.R.O.T.-Hernals bezieht, wurden ausschließlich reguläre erwachsene Mitglieder des Hauses, Geblergasse 78 als Zielgruppe für die Interviewführung herangezogen. Auch die Bewohnerinnen und Bewohner der sechs Gästewohnungen wurden aus diesem Grund nicht in die Auswahl miteinbezogen, da sie erstens keine regulären Mitglieder der Gemeinschaft darstellen und zweitens auf eine Zeit von maximal zwei Jahren im Haus befristet leben. Die Kriterien, wie sie für die Bewohnerinnen und Bewohner des gemeinschaftlichen Wohnprojekts eine Voraussetzung darstellen, der Durchlauf bestimmter prozessorientierter Phasen, besteht für sie nicht. Der konzeptionelle Plan war, die Auswahl der sechs Interviewpartnerinnen und Interviewpartner nach den Kriterien, zwei Interviews mit Gründungsmitgliedern, zwei Interviews mit mittellang im Haus lebenden Personen, sowie zwei Interviews mit seit Kurzem im Haus lebenden Personen zu führen. Es wurde davon ausgegangen, dass dadurch ein breites Spektrum an unterschiedlichen Praktiken, wie die Entstehung des B.R.O.T.-Hauses, die Entwicklung

bestimmter Alltagspraktiken sowie Praktiken der Aufnahme in die Gemeinschaft herausgefunden werden können. Durch eine Ansprechperson im Haus, mit ihr fand auch die Hausbegehung des B.R.O.T.-Hauses statt, konnten auch erstmalig einige Namen, die sich eventuell für ein Interview zur Verfügung stellen würden, in Erfahrung gebracht werden.

Im Zuge der Hausbegehung folgte auch eine Einladung zur 25. Jahresfeier des B.R.O.T.-Hauses, hier konnte einerseits die Teilnehmende Beobachtung stattfinden und andererseits wertvolle Informationen darüber gewonnen werden, wer dem Raster der drei Mitgliederkategorien entsprach. An dem Abend ergab sich auch der Kontakt zu einer erst vor drei Monaten, in das Haus gezogenen Bewohnerin, welche spontan ihre Zusage gab, sich für ein Interview zur Verfügung zu stellen. Bereits beim ersten Interviewtermin wurden die Namen weiterer potenzieller Interview-Teilnehmerinnen und Interviewteilnehmer genannt, daraus ergab sich im Laufe der Interviews, ein Schneeballsystem. Es wurde bei jedem weiteren Interviewtermin auf das eine oder andere Mitglied verwiesen, die Telefonnummer weitergegeben und zugesichert, das Mitglied von meiner späteren Kontaktaufnahme vorab in Kenntnis zu setzen. So wurde mein Anliegen im Haus weitergereicht und es fanden sich ausreichend Personen, die sich bereit erklärten ein Interview zu geben, die Mitglieder der Gemeinschaft B.R.O.T. erwiesen sich dabei als sehr zuverlässige und offene Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner. Auf eine exakt gleiche Aufteilung von Frauen und Männern wurde verzichtet, da nach Praktiken der Solidarität geforscht wird, ob von Frau oder Mann ausgeführt, stellt dabei keinen entscheidenden Faktor dar. Die Interviewtermine wurden alle per Telefon fixiert, am Tag vor dem Interview wurde nochmals per Telefonat oder per SMS die Bestätigung des Termins eingeholt. Den Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartnern wurde die Wahl überlassen, ob das Interview in den eigenen Räumlichkeiten geführt werden sollte, oder in einem der Gemeinschaftsräume. In fast allen Interviews wurden die eigenen Räumlichkeiten gewählt, ein Interview wurde bewusst in der 'kleinen Teeküche' geführt, da sich die Familie in der Wohnung befand, zwei weitere wurden von den Interviewten dort vereinbart.

5.2 Erhebung

Vorab sei erwähnt, dass durch die Auswahl der theoretischen Perspektive, der Erhebungsmethoden, der Forschenden sowie der Formulierung der Forschungsfrage ein Fokus auf das Forschungsobjekt gelegt wird, der sich in Folge auch auf die Ergebnisse auswirkt.

Um eine optimale Beantwortung der Forschungsfrage zu erreichen, wurde die Erhebung der Daten mit sechs Expertinnen-/Experteninterviews und einer Teilnehmenden Beobachtung durchgeführt. Dazu wurde das B.R.O.T.-Haus Hernals herangezogen, die Interviews fanden ausschließlich mittels Bewohnerinnen und Bewohnern dieses Hauses statt, auch die Teilnehmende Beobachtung fand im B.R.O.T.-Haus Hernals statt. Für das Kapitel Expertinnen-/Experteninterviews gilt Ähnliches wie für das Kapitel zur Teilnehmenden Beobachtung, es soll im folgenden Text keine ausführliche Methodenbeschreibung folgen, da es sich um relativ geläufige sozialwissenschaftliche Erhebungsmethoden handelt. Es werden lediglich, aus dem ‘Handbuch Methoden der Organisationsforschung‘ (Kühl, Strodtz, Taffertshofer 2005) einige Details hervorgehoben, die in der Organisationsforschung von Bedeutung sind. Das B.R.O.T.-Haus stellt als Verein im weiteren Sinn auch eine Organisation dar, obwohl es keine hierarchischen Strukturen gibt, aus dem Handbuch konnten einige wertvolle Hinweise dazu berücksichtigt werden.

In einer Organisation herrschen besondere Bedingungen, oft wird der Forscherin oder dem Forscher Misstrauen entgegengebracht, es bedarf eines so genannten “Türöffners“, durch diesen wird entschieden, ob der “Einstieg von oben oder unten“ stattfindet. (Bachmann 2009: 251). Der Forschende sollte sich für gewöhnlich möglichst neutral präsentieren, um keine Risiken einzugehen, des Weiteren stellt sich die Frage, wie man sein Forschungsvorhaben präsentiert. Auch sollte die Wahrung der Diskretion angesprochen werden, um eine bessere Vertrauensbasis herstellen zu können, auch die Zusage der Anonymisierung ist dabei besonders wichtig. (Bachmann 2009: 253)

5.2.1 Expertinnen-/Experteninterviews

Das Expertinnen-/Experteninterview stellt ein sehr häufig angewandtes Verfahren in der empirischen Sozialforschung dar, es findet sowohl als eigenständiges Verfahren als auch in der Methodentriangulation seine Verwendung. Expertinnen-/Experteninterviews werden unter anderem in der industriesoziologischen Forschung, der Organisationsforschung, der Bildungsforschung sowie der Politikforschung häufig angewandt. Die Art des Interviews stellt eine Mischform der Datenerhebung dar, forschungspragmatisch lässt es sich in keine klare methodische Ausrichtung einreihen, es wird daher als ein wenig strukturiertes Erhebungsinstrument gesehen. Obwohl das Expertinnen-/Experteninterview in Lehrbüchern zur empirischen Sozialforschung wenig Beachtung findet, oft gerade einmal als Variante des Leitfadeninterviews (Flick 1995: 109f.) Erwähnung findet, hat es doch seine ganz besonderen Einsatzmöglichkeiten. Es ist auf die Erhebung eines bestimmten Wissens ausgerichtet, einem Expertinnen-/Expertenwissen, jemand wird in einem Forschungsprojekt als Expertin/Experte gesehen, weil sie oder er über ein exklusives Wissen verfügt, dass andere Personen nicht haben. Um den Begriff Expertin/Experte eingrenzen zu können, um ihn nicht ausufern zu lassen, ist es notwendig „das Expertinnen-/Expertenhandeln und –wissen von anderen Formen sozialen Handelns und Wissens, insbesondere vom Alltagshandeln und –wissen“ (Meuser, Nagel 2009: 467) zu unterscheiden.

Für das B.R.O.T.-Haus ist die Entscheidung darüber, wer als Expertin/Experte gesehen werden kann daher überschaubar, als Mitglied des Hauses verfügt die Person über ein Wissen „das sie zwar nicht alleine besitzt, das aber doch nicht jedermann bzw. jederfrau in dem interessierenden Handlungsfeld zugänglich ist“ (Meuser, Nagel 1997: 484). Die interviewten Personen aus dem B.R.O.T.-Haus können daher als Expertinnen/Experten bezeichnet werden, sie verfügen über ein ganz bestimmtes Wissen über das Haus, welches zur Beantwortung der Forschungsfrage erfragt werden soll. Anders sieht es dabei mit den Bewohnerinnen und Bewohnern der Gästewohnungen aus, sie verfügen nicht über dieses exklusive Wissen, da sie nicht reguläre Mitglieder der Gemeinschaft sind, sie werden daher auch nicht befragt. Meuser und Nagel definieren den Begriff Expertin/Experte daher folgendermaßen „wer in irgendeiner Weise Verantwortung trägt für den Entwurf, die Ausarbeitung, die Implementierung und/oder die Kontrolle einer Problemlösung, und damit über einen privilegierten Zugang zu Informationen über Personengruppen, Soziallagen,

Entscheidungsprozesse, Politikfelder usw. verfügt“ (Meuser, Nagel 2009: 470). Das offene Leitfadeninterview wird für die Datenerhebung als angemessenes Erhebungsinstrument gesehen, eine standardisierte Befragung würde nur Wissen im diskursiven Bewusstsein erfassen, auf eine thematische Vorstrukturierung ganz zu verzichten wäre jedoch auch nicht zielführend. Eine zur Gänze offene Interviewführung, wie sie im Narrativen Interview Anwendung findet, würde den Forschenden einerseits inkompetent erscheinen lassen und zweitens zu sehr auf die Biografie der Expertin/Experten ausgerichtet sein. (vgl. Meuser, Nagel 2009)

Für die Expertinnen-/Experteninterviews im B.R.O.T.-Haus wurde daher ein „sehr locker strukturierter und flexibel einsetzbarer Leitfaden“ (Liebold, Trinczek, 2009: 37) gewählt, um eine dennoch klare Ausrichtung des Interviews vorzugeben. Im Fall dieser Arbeit sind es die Praktiken der Solidarität, die von den Bewohnerinnen und Bewohnern angewandt werden, um ihre Hausgemeinschaft aufrechtzuerhalten, die bei den Interviews von Bedeutung sind. Obwohl sich die Interviewform deutlich in Zielsetzung und Methodik vom Narrativen Interview unterscheidet, sind narrative Passagen vorhanden, sie sollen sogar herausgefordert werden. Diese narrativen Passagen, die „Aufschluss über Aspekte des Expertinnen-/Expertenhandelns“ geben, werden den interviewten Personen oft selbst erst im Laufe der Erzählung bewusst (Meuser, Nagel 2009: 473).

Um „eine inhaltliche Fokussierung als auch eine selbstläufige Schilderung zu gewährleisten, kommt ein offen und unbürokratisch zu handhabender Leitfaden zum Einsatz, der hinreichend Raum für freie Erzählpassagen mit eigenen Relevanzsetzungen lässt“ (Liebold, Trinczek, 2009: 35). Die Datengewinnung vollzieht sich in einem Prozess und stellt einen kommunikativen Akt dar, dazu muss in der Erhebung darauf geachtet werden, dass eine Kommunikationsbeziehung mit der oder dem Interviewten hergestellt wird. Durch die Eigenpräsentation der Befragten, werden vorgefertigte Erhebungsschemata vermieden und die notwendige Offenheit erreicht. Es entsteht dadurch ein Entdeckungsverfahren, bei welchem es darum geht, das Vorverständnis durch die schrittweise Gewinnung und Prüfung der Daten, in einem reflexiven Bezug zu überwinden. (Liebold, Trinczek, 2009: 36) Das Expertinnen-/Experteninterview basiert auf einer doppelten Ausrichtung, es weist eine ‘geschlossene Offenheit‘ durch strukturierte konzeptuelle Überlegungen auf und ist offen durch die Bedeutungsstrukturierung der Befragten. So ist die Forscherin oder der Forscher

in der Erhebungssituation damit konfrontiert, zwischen Strukturiertheit und Offenheit zu wechseln. Der strukturierungsgrad der Fragen ist sehr niedrig, der Leitfaden wird im Sinne einer Gedächtnisstütze verwendet, das Interview in der Form eines Gesprächs gehalten, Fragen sind keinesfalls vorformuliert. (Liebold, Trinczek, 2009: 38).

Auf eine Bezug nehmende Anteilnahme am Expertinnen-/Expertenwissen, wie es Liebold und Trinczek vorschlagen, um eine erfolgreiche Interviewsituation herzustellen, wurde durch eingehende Recherche vorab, geachtet. Zu Beginn des Interviews stand jeweils die sehr offen gehaltene erzählgenerierende Einstiegsfrage, diese wurde für die Interviewtenehmerinnen und Interviewtenehmer des B.R.O.T.-Hauses je nach Dauer der Mitgliedschaft leicht abgeändert gestellt. Dauer der Mitgliedschaft meint in diesem Fall, ob es sich um ein Gründungsmitglied des B.R.O.T.-Hauses, um ein seit Längerem im B.R.O.T.-Haus Lebendes, oder um ein erst seit Kurzem in das B.R.O.T.-Haus gezogenes Mitglied handelte. Die Einstiegsfrage an ein Gründungsmitglied lautete folgendermaßen: „Sie sind eines der Gründungsmitglieder des B.R.O.T.-Hauses, können Sie mir mehr über das Zusammenleben als Hausgemeinschaft erzählen? Ich werde sie vorerst nicht unterbrechen, ich werde mir nur ab und zu Notizen machen, auf die komme ich dann später zurück.“ Die Einstiegsfrage an ein seit Längerem im B.R.O.T.-Haus lebendes Mitglied lautete „Sie wohnen bereits seit einiger Zeit im B.R.O.T.-Haus, können Sie mir mehr über ihre Erlebnisse als Hausgemeinschaft erzählen? Ich werde sie vorerst nicht unterbrechen, ich werde mir nur ab und zu Notizen machen, auf die komme ich dann später zurück.“ Die Einstiegsfrage an ein erst seit Kurzem im B.R.O.T.-Haus lebendes Mitglied lautete daher „Sie wohnen seit relativ kurzer Zeit im B.R.O.T.-Haus, können Sie mir mehr über ihre Erlebnisse als Hausgemeinschaft erzählen? Ich werde sie vorerst nicht unterbrechen, ich werde mir nur ab und zu Notizen machen, auf die komme ich dann später zurück.“

Durch die sogenannten „Zugzwänge des Erzählens“ (Schütze 1976) kam es in Folge dazu, dass Hintergründe, Motive sowie zahlreiche Praktiken des täglichen Umgangs preisgegeben wurden. Mit der sogenannten Coda wurde die erste längere Darstellung jeweils abgeschlossen und es konnte mit dem immanenten Nachfrageteil dazu begonnen werden, aus diesem entstanden dann wiederum weitere „Zugzwänge des Erzählens“. Daraus entwickelte sich im Laufe des Interviews eine Art Gespräch, welches jeweils von sehr langen durchgängigen Erzählpassagen der Interviewpartnerinnen und Interviewpartner geprägt war. Ein

sehr grob gehaltener Leitfaden diente als Gedächtnisstütze und Orientierungsrahmen, dabei handelte es sich mehr um Themenanregungen, sollte das Interview eventuell ins stocken geraten. Die Themenanregungen betrafen die Bereiche Beten – Reden – Offensein – Teilen, und wie diese umgesetzt werden, zu meist wurden die Bereiche bereits in Verlauf des Interviews dargelegt, wurden Teile davon nicht ausreichend behandelt, konnte durch den Leitfaden nachgefragt werden. Die Dauer der Expertinnen-/Experteninterviews lag bei allen sechs in etwa bei 60 Minuten, im Anschluss an das Interview wurden jeweils die sozio-demographischen Daten der Teilnehmenden erhoben. Die Interviews wurden mittels Tonbandgerät aufgezeichnet und im Anschluss daran vollständig transkribiert, dadurch konnte eine hohe inhaltliche Kenntnis erreicht werden. Die Befragten hatten ein Alter zwischen 33 bis 85 Jahre, es konnte somit das jüngste erwachsene Mitglied, wie auch das älteste Mitglied der B.R.O.T.-Haus Gemeinschaft für ein Interview gewonnen werden. Im Anschluss an jedes Interview wurde ein Gedächtnisprotokoll zum Ablauf verfasst, Person, Datum und Ort, Gesprächsdauer, Kontaktaufnahme sowie die äußeren Umstände der Interviewdurchführung, wurden darin festgehalten.

5.2.2 Teilnehmend Beobachtung

Die Teilnehmende Beobachtung kann auch als „methodenfeindlich“ (Bachmann 2009: 250) gesehen werden, es gibt keinen Königsweg dafür, da Feldforschung sehr komplex und schwer zu kontrollieren ist. In der klassischen Ethnologie wird ein Beobachtungszeitraum von mindestens einem Jahr vorgesehen, doch auch eine wesentlich kürzere Beobachtungseinheit kann ein geeignetes Mittel zum Zweck darstellen. Welche Situation dabei beobachtet wird, richtet sich nach dem Forschungsprojekt, für die Organisationsforschung gilt es zumeist Daten in informellen Situationen, zu sammeln (Bachmann 2009: 256). Dazu können besonders gut Versammlungen und Feiern für geeignete Situationen genutzt werden, in der Organisationsforschung wird in den meisten Fällen Arbeit, die sich im Rahmen von formalen Regelungen vollzieht erforscht. Um im B.R.O.T.-Haus die Praktiken von Solidarität, die Hausgemeinschaft herstellen, erforschen zu können, wurden zwei unterschiedliche Sequenzen beim 25-Jahresfest des B.R.O.T.-Hauses durchgeführt. Die erste Teilnehmende Beobachtung fand zu Beginn des Festes um 17.40 Uhr statt, die zweite Teilnehmende Beobachtung fand am selben Abend im Garten um 21.00 Uhr statt. Die

Dauer der beiden Beobachtungen lag bei jeweils ungefähr 20 Minuten, der Fokus dabei lag auf Bereitstellungspraktiken, Verteilungspraktiken, Unterstützungspraktiken sowie Loyalitätspraktiken der Mitglieder. Die Verschriftlichung fand jeweils im Anschluss an die Beobachtung statt, dazu wurde der große Gemeinschaftsraum als Rückzugsort gewählt, dieser war nicht Teil des Festprogramms.

5.3 Auswertung

Für die Auswertung und in Folge die Beantwortung der Forschungsfrage, welche Praktiken die Bewohnerinnen und Bewohner des B.R.O.T.-Hauses Hernals anwenden, um Solidarität herzustellen, ist es zunächst notwendig, zu definieren, was unter sozialen Praktiken zu verstehen ist. Im Anschluss daran müssen, ausgehend von den praxistheoretischen Prämissen, aus den erhobenen Daten die Praktiken der Solidarität von den anderen sozialen Praktiken der Hausbewohner herausgearbeitet werden. Dazu wird das Kategorienschema der vier Solidarnormen nach Tranow (Tranow 2012), wie bereits in Kapitel 4.3.1. ausführlich dargelegt erneut herangezogen. Die Frage, die sich dazu stellt, ob es sinnvoll ist, eine qualitative Auswertung mit einem bereits vorhandenen Kategorienschema zu beginnen, oder ob es nicht sinnvoller wäre, dieses erst in der Auseinandersetzung mit dem Datenmaterial zu erstellen (Kelle, Kluge 1999: 69). Im Falle dieser Arbeit wird das bereits vorhandene, von Tranow ausgearbeitete Kategoriensystem herangezogen, um Praktiken der Solidarität, von anderen Praktiken unterscheidbar zu machen. Für die Beantwortung der Forschungsfrage stehen weder die Beweggründe, warum die Mitglieder des B.R.O.T.-Hauses bestimmte Handlungen befolgen noch die den Handlungen zugrunde liegenden Strukturen im Vordergrund. Das Ziel dieser Arbeit richtet sich auf Tätigkeiten, welche die Gemeinschaftsmitglieder ausführen, um Solidarität in ihrer Hausgemeinschaft herzustellen, wodurch diese aufrecht erhalten werden kann. Dazu wird das von Tranow ausgearbeitete Solidarnormen-Kategoriensystem, für die Auswertung nach sozialen Praktiken, in ihren Bedingungen, abgeändert.

5.3.1 Strukturmerkmale der Theorie sozialer Praktiken

Die Rekonstruktion praktischer Ausführungen wird in vielen Bereichen Organisationsforschung, Wissenschafts- und Techniksoziologie, Medienforschung, Lebensstilanalyse sowie Gender Studies angewandt um Routinen zu erforschen. Praxistheoretische Ansätze können als Weiterführung der klassischen Handlungstheorien verstanden werden, neu daran ist ein modifiziertes Verständnis, was unter ‚Handeln‘, ‚Akteur‘ oder dem ‚Sozialen‘ zu verstehen ist. (Reckwitz 2003: 282). Dazu gibt es unterschiedliche Theorieprogramme sowie Forschungsansätze, diese sind jedoch nicht in ‚einer Praxistheorie‘ vereint, sondern stellen „eher ein Bündel von Theorien mit Familienähnlichkeit“ (Reckwitz 2003: 243) dar. Die modernen Sozialtheorien unterscheiden sich durch vier unterschiedliche Zugänge, den strukturtheoretischen, den ökonomisch-individualistischen, den normativistischen sowie den kulturtheoretischen Ansätzen, zum ‚Sozialen‘.

Im ‚strukturtheoretischen‘ Ansatz wird das ‚Soziale‘ auf einer Ebene von nicht-sinnhaften, im weiteren Sinne ‚materiellen‘ Strukturen verortet, diese Strukturen werden subjektübergreifend, für das handelnde Individuum als nicht sinnvoll, sinnvoll jedoch in der „gesellschaftsstrukturierenden Regelmäßigkeit“ (Reckwitz 2003: 287) erkannt. Im ökonomisch-individualistischen Ansatz wird das ‚Soziale‘, als ein Zusammentreffen von Einzelhandlungen beziehungsweise Einzelinteressen gesehen, daraus ergibt sich ein ‚übersubjektives‘ Produkt, ein Marktpreis, eine Vertragsnorm oder ein Ressourcenverteilungsmuster. Was Kulturtheorien und Praxistheorie unter dem ‚Sozialen‘ verstehen, wird bereits bei der normorientierten Handlungstheorie des ‚Homo sociologicus‘ bei Durkheim oder Parsons ähnlich formuliert. Das ‚Soziale‘ wird nicht als individueller Akt verstanden, sondern auf der Ebene von ‚sozialen Regeln‘ verortet, Handlungsspielräumen, innerhalb derer es einem Individuum überhaupt möglich ist, sich zu bewegen (Reckwitz 2003: 287). ‚Soziale Regeln‘, entstehen durch die Zustimmung zu normativen Regeln, diese Zustimmung macht erwünschtes Verhalten von unerwünschtem Verhalten für Individuen unterscheidbar. Als Antwort auf die Frage, wie es möglich ist, dass soziale Ordnung hergestellt werden kann, wenn unterschiedliche Individuen, sich widersprechende Handlungen setzen, kann die Etablierung von normativen sozialen Erwartungen und Rollen gesehen werden. In den kulturtheoretischen Ansätzen wird das ‚Soziale‘ auf einer anderen Ebene als der normativen Handlungsebene gesehen, da Praxistheorien im Bereich der Kulturtheorien verortet wer-

den, wird dieser Schritt als bereits getätigt vorausgesetzt (Reckwitz 2003: 288). Dadurch wird das Problem auch nicht mehr in der Handlungskoordination gesehen, welche durch Normen geregelt wird, sondern darin, was Individuen dazu bringt, die Welt als geordnet anzunehmen und dadurch handlungsfähig zu werden. Diese Ordnungsleistung setzt, meistens unbewusst oder vorbewusst ‚Kultur‘ voraus. Praxistheoretische Ansätze werden daher auch den Kulturtheorien zugeordnet, Kulturtheorien jedoch nicht automatisch als Praxistheorien erkannt.

Kultur ist unter dem Begriff ‚Mentalismus‘ verortet, der Geist des Menschen beziehungsweise das Mentale, stellt die kleinste Einheit des sozialen dar und wird als kognitiv-geistiges Schemata in der Kulturanalyse herausgearbeitet. (Reckwitz 2003: 288). Dieser Interpretation von Kultursystemen, wie sie im Mentalismus gesehen wird, stehen die Praxistheorien entgegen. In einem zweiten Strang der Kulturtheorien, dem sogenannten Textualismus, lassen sich Diskurse, Texte und Symbole einordnen. Die Praxistheorie grenzt sich jedoch von beiden, dem Mentalismus sowie dem Textualismus ab, denn in beiden Richtungen wird das soziale Leben als zu stark intellektualisiert gesehen. In der Praxistheorie werden kulturelle Wissensordnungen nicht als ein geistiges ‚knowing that‘, als „rein kognitive Schemata der Beobachtung“, oder „allein als die Codes innerhalb von Diskursen und Kommunikationen, sondern als ein praktisches Wissen, ein Können, ein ‘know how‘, ein Konglomerat von Alltagstechniken, ein praktisches Verstehen im Sinne eines ‚Sich auf etwas verstehen‘“ (Reckwitz 2003: 289) angesehen. Das Wissen ist in den Körpern der handelnden Subjekte inkorporiert und kann „regelmäßig die Form von routinisierten Beziehungen zwischen Subjekten und von ihnen verwendeten materialen Artefakten annehmen“ (Reckwitz 2003: 289). Somit geht die Theorie der sozialen Praktiken davon aus, dass sich unsere Welt aus einzelnen, miteinander verknüpften Praktiken zusammensetzt, die sich konkret benennen lassen. Beispiele für Praktiken des Alltags können Praktiken des Regierens, Praktiken der Partnerschaft oder Praktiken des Selbst darstellen, sie alle setzen sich aus einem Bündel von ‚konkretem Tun‘ zusammen. Aus praxeologischer Perspektive ist das Problem des Sozialen darin zu sehen, wie in der sozialen Welt, Raum und Zeit gebunden werden, sprich über zeitliche wie räumliche Grenzen hinweg eine „relative Reproduzierbarkeit und Repetitivität von Handlungen“ ermöglicht wird (Reckwitz 2003: 289).

Die Antwort darauf wird aus praxistheoretischer Perspektive darin gesehen, dass eine Handlung eingebettet ist in eine umfassendere, durch sozial geteiltes Wissen zusammengehaltene Praktik und als solche als ein sozial verstehbares Bündel von Aktivitäten erkannt werden kann. Das Soziale ist weder in der Intersubjektivität, der Normgeleitetheit oder der Kommunikation zu finden, sondern in kollektiven Verhaltensweisen, die durch praktisches Können zusammengehalten werden. Praktiken sind im Umgang von Menschen mit Dingen zu finden, in „bestimmten routinisierten Bewegungen und Aktivitäten des Körpers“, in intellektuell anspruchsvollen Tätigkeiten wie Lesen, Sprechen, Schreiben. Um diese Handlungen ausführen zu können, ist eine „Inkorporiertheit“ von Wissen und eine „Performativität“ des Handelns notwendig (Reckwitz 2003: 290). In den Praxistheorien werden einerseits die Materialität von Körpern, Körperbewegungen zum Beispiel, und andererseits die von Dingen, als Teil sozialer Praktiken erkannt. Handeln wird im praxeologischen Zugang als wissensbasierte Tätigkeit gesehen, als ein praktisches Wissen, Können und Verstehen, im Sinne eines „know how“.

Wobei jede Praxis ein bestimmtes praktisches Wissen voraussetzt, dabei kommen implizite soziale Kriterien zum Einsatz, es wird eine Sinnwelt erschaffen, in der Gegenständen und Personen eine implizit gewusste Bedeutung zukommt, dadurch ist auch routinemäßiges Handeln möglich. Wissen als Zuordnung zu einer Praktik, nicht welches Wissen jemand besitzt, sondern welches Wissen die Person einsetzt, um eine Praktik auszuführen. Praktiken können dadurch auch eine Bandbreite aufweisen, von einer relativen Geschlossenheit von Wiederholungen bis hin zu einer relativen Offenheit und Neuinterpretation (Reckwitz 2003: 294). Darin ist in sich kein Widerspruch zu sehen, sondern die zwei Seiten der Logik sozialer Praktiken, als Netzwerk betrachtet, ergibt es die Basis einer Routine, dieses Routinehandeln bildet auch die Basis unserer Sozialwelt. Das gilt auch für Lebensstile der post-traditionalen modernen Gesellschaften, die als reflexiv und individualisiert gelten, die Ordnung der sozialen Welt entsteht durch Routinehandeln. Implizites praktisches Wissen und Verstehen wird durch Routinen ermöglicht, inkorporiertes Wissen wird immer wieder eingesetzt und dadurch weitergegeben (Reckwitz 2003: 294).

5.3.2 Auswertung nach sozialen Praktiken

Um das erhobene Datenmaterial auswerten zu können, müssen zunächst die sozialen Praktiken, wie sie in Kapitel 5.3.1. dargelegt wurden, durch Sondierung des Datenmaterials herausgearbeitet werden. Im Anschluss daran, kann das ‘konkrete Tun‘ der B.R.O.T.-Haus Mitglieder, in einer erneuten Durchsicht, den Definitionskriterien von Solidarität nach Tranow (Tranow 2012) zugeordnet werden. Dazu ist es notwendig, in Anlehnung an das von Tranow entwickelte Solidarnormen-Kategoriensystem, ein Kategoriensystem des ‘konkreten Tuns‘ zu erstellen. Dadurch können sozialen Praktiken, in Form von Routinen, welche Solidarität herstellen und die Hausgemeinschaft B.R.O.T.-Haus aufrechterhalten, von anderen Praktiken unterscheidbar gemacht werden. Das bereits in Kapitel 4.3.1. dargelegte Solidarnormenkonzept geht davon aus, dass in bestimmten Situationen, bestimmte Leistungen, oder im Fall dieser Arbeit soziale Praktiken, von den Beteiligten, den Mitgliedern des B.R.O.T.-Hauses, verlangt werden. Diese Situationen werden mit Solidarität in Verbindung gebracht. Für diese Arbeit soll weder herausgefunden werden, wie Solidarnormen im B.R.O.T.-Haus durchgesetzt werden, noch ob eine Missachtung implizite oder explizite Folgen mit sich bringt. Für die Beantwortung der Forschungsfrage ist es entscheidend herauszuarbeiten, welche sozialen Praktiken die Mitglieder des B.R.O.T.-Hauses ausführen, um in ihrer Hausgemeinschaft Solidarität herzustellen. Die wesentliche Grundlage der Auswertung bilden dazu die Transkripte der 6 Expertinnen-/Experteninterviews sowie die beiden Teilnehmenden Beobachtungen während der 25. Jahresfeier.

Dazu wurde in Anlehnung an das Kategoriensystem von Tranow (Tranow 2012), ein Kategoriensystem der Solidarpraktiken erstellt, dieses lautet wie folgt:

Bereitstellungspraktiken (Routinen)

Die Verhaltensforderung, an eine Bereitstellungspraktik, lautet: „Ego leistet einen Beitrag zur Bereitstellung eines öffentlichen Guts, auch wenn dieser Beitrag nicht durch seine Eigeninteressen gedeckt ist“ (Tranow 2012: 64).

Verteilungspraktiken (Routinen)

Die Verhaltensforderung, an eine Verteilungspraktik lautet: „Ego beteiligt sich an der Aufteilung von Kooperationskosten/-nutzen und wendet dazu eine Verteilungsregel an, statt seinen Gewinn einseitig auf Kosten von Alter zu maximieren“ (Tranow 2012: 67)

Unterstützungspraktiken (Routinen)

Die Verhaltensforderung, an eine Unterstützungspraktik lautet: „Ego unterstützt Alter in einer Bedarfssituation, unabhängig vom Investitionscharakter dieser Leistung.“ (Tranow 2012: 70)

Loyalitätspraktiken (Routinen)

Die Verhaltensforderung, an eine Loyalitätspraktik lautet: „Ego führt eine bestehende Kooperationsbeziehung auch dann fort, wenn sich eine alternative Option bietet, die er als attraktiver bewertet.“ (Tranow 2012: 72)

6 Ergebnisse

Auf den folgenden Seiten werden die Auswertungsergebnisse, der im Zuge der Masterarbeit durchgeführten Untersuchung zu den Praktiken zur Herstellung von Solidarität dargestellt. Die Ergebnisse basieren auf den durchgeführten Expertinnen-/Experteninterviews mit sechs ausgewählten Mitgliedern des B.R.O.T.-Hauses Hernals, sowie den beiden teilnehmenden Beobachtungen. Die Auswahl und Begründung der teilnehmenden Interviewpartnerinnen und Interviewpartner wurde im Kapitel 5.1 unter Feldzugang und Rahmendbedingungen bereits näher erläutert. Die herausgearbeiteten Praktiken für das Kategoriensystem der Bereitstellungspraktiken, der Verteilungspraktiken, der Unterstützungspraktiken sowie der Loyalitätspraktiken bedingen sich zum Teil gegenseitig. Die Zuordnung erfolgte jedoch immer nur in eine Kategorie.

6.1 Praktiken zur Herstellung von Solidarität im B.R.O.T.-Haus

6.1.1 Beitrag zur Herstellung von Solidarität durch Bereitstellungspraktiken

Nach Auswertung der sechs Interviews konnten folgende Praktiken (Routinen) herausgefiltert werden, durch welche die B.R.O.T.-Haus Mitglieder einen Beitrag zur Bereitstellung eines öffentlichen Guts leisten, auch wenn dieser sich nicht in jeder Hinsicht, mit dem jeweiligen Eigeninteresse deckt. Die Praktiken der Bereitstellung wurden umgelegt auf das B.R.O.T.-Haus nochmals in drei Unterkategorien, die *Bereitstellung von Zeit*, die *Bereitstellung von Raum* sowie in die *Bereitstellung anderer Ressourcen* unterteilt.

Praktiken der Bereitstellung zeitlicher Ressourcen

Eine zentrale Bereitstellungspraktik der Mitglieder des B.R.O.T.-Hauses ist die Bereitstellung zeitlichen Ressourcen, diese zeitlichen Ressourcen werden zusätzlich zu den jeweiligen Alltagsroutinen investiert. Der Bedarf ergibt sich aus einem Arbeitsaufwand, der einerseits zur Aufrechterhaltung des Hauses und andererseits zur Aufrechterhaltung der Gemeinschaft benötigt wird. Das Konzept des B.R.O.T.-Hauses basiert unter anderem auf seiner Selbstverwaltung und ist als Verein konstituiert, die Mitglieder haben im Zuge dessen auch bestimmte gesetzliche Verpflichtungen zu erfüllen. Dabei wird die ‚Praktik der Bereitstellung von Arbeitszeit/Zeit‘ angewandt, denn eine der Vereinspflichten, ist das Abhalten von Vollversammlungen, die Mitglieder müssen dabei von ihrem Stimmrecht gebrauch machen. Die Vorarbeit dazu leistet ein Leitungsteam, dieses bereitet die dringenden Themen wie Mietzinsberechnung, Preisangebote einholen oder Ähnliches vor, dann wird in der Vollversammlung darüber abgestimmt. Durch die Bereitstellung dieser ‚Praktik der Bereitstellung von Arbeitszeit/Zeit‘, entstehen dem B.R.O.T.-Haus weniger Verwaltungskosten, was wiederum allen Mitgliedern, zugute kommt. Sich in das Leitungsteam wählen zu lassen, ist keine begehrte Aufgabe, denn sie ist an die Bereitstellung hoher zeitlicher Ressourcen gebunden.

... gibt auch Jahre, wo sich kaum jemand aufstellen lässt ... die schon lange dabei sind, die haben das natürlich schon total oft gemacht ... es ist definitiv Arbeit, ja (IP 6).

Die ‚Praktik der Bereitstellung von Arbeitszeit/Zeit‘ ist für die Mitglieder der B.R.O.T.-Haus Gemeinschaft nie abgeschlossen, es stellt eine Routine dar, und muss von allen Mit-

gliedern wahrgenommen werden. Das Wohnen im B.R.O.T.-Haus hat somit nicht nur einen finanziellen Preis, in Form von Mietzinsbeiträgen, sondern ist auch an die Bereitstellung von Zeit beziehungsweise Arbeitszeit gebunden.

... die Wohnung hat einen Preis, das muss man schon auch sagen. Und man muss ja auch dann die Zeit haben, das heißt, natürlich investiert man Zeit ins Haus (IP 3).

Die Mitglieder wenden die ‚Praktik der Bereitstellung von Arbeitszeit/Zeit‘ auch an, wenn sie sich in unterschiedliche Teams organisieren, wie das Gartenteam oder das Event-Team, um die im Haus anfallenden Bereiche intern abzudecken zu können. Das Gartenteam investiert Arbeitszeit in den Garten, ist verantwortlich für die Bauminstandhaltung, das Gießen oder das Unkraut jäten. Das Event-Team ist für die Organisation und Durchführung über das Jahr verteilter festlicher Aktivitäten verantwortlich, wie das Sommerfest, Grillabende oder im Haus stattfindender Messen. Durch das Zusammenleben als Gemeinschaft entsteht den Mitgliedern auch eine wechselseitige Verantwortung, die sie durch die Bereitstellung ihrer zeitlichen Ressourcen abdecken müssen. Darunter fallen, besonders in den Sommermonaten, wenn viele B.R.O.T.-Haus Mitglieder auf Urlaub sind, Routinen wie Türen und Fenster im Haus zu schließen, Blumen zu gießen oder die Post ausräumen. Eine weitere Bereitstellung zeitlicher Ressourcen ergibt sich aus den zahlreichen gemeinschaftlichen Aktivitäten im B.R.O.T.-Haus, wie der Ausübung des Glaubens, dem Putztag oder dem Gartentag.

... jeden Mittwoch, ist ahm Gebetsabend, gemeinsames Bibelteilen, Gebet in Stille oder Gottesdienst ... es gibt einmal im Jahr die Vollversammlung, das sind so die Fixtermine, dann gibt es halbjährlich Gartentag und gemeinsame Putztage im Stiegenhaus ... (IP 3).

Zeitliche Ressourcen investieren die Mitglieder auch in die Bereitstellung und Betreuung der sogenannten Gästewohnungen, in Kooperation mit der Caritas und dem Verein für Integrationshilfe. Ein eigenes Team, das Sozial-Team, ist dafür hauptverantwortlich, sich intern wie extern auszutauschen und sich um die auf maximal zwei Jahre aufgenommenen Gäste zu kümmern.

Praktiken der Bereitstellung räumlicher Ressourcen

Eine weitere Praktik der Bereitstellung ist in der von Raum zu erkennen, das B.R.O.T.-Haus wurde bereits bei der Planung so konzipiert, dass möglichst viel Raum für die ‚Praktik des Aufenthalts‘ ermöglicht wird. Die Gemeinschaftsflächen werden jedoch nicht nur

von den Mitgliedern zur Begegnung und zum Austausch genutzt, sondern auch wie bereits erwähnt, Raum für Menschen in Not, in Form von Gästewohnungen zur Verfügung gestellt. Das B.R.O.T.-Haus ist eng mit der Pfarre Hernals verbunden, es stellt der Pfarre einen eigenen Jungscharraum für Jugendgruppen, den Garten und den Gemeinschaftssaal zur Verfügung. Der Garten, der Turnsaal und der Gemeinschaftssaal werden regelmäßig für verschiedene Veranstaltungen, wie zum Beispiel Turngruppen, Männerrunden oder Adventkranzbinden von der Pfarre genutzt.

... da stellen wir nur die Räumlichkeiten zur Verfügung ... weil es keinen Raum gibt. So einen großen Raum in der Pfarre gibt es nicht mehr, das hat es früher gegeben (IP 5)

Durch die ‚Praktik des Aufenthalts‘ werden auch dem Dachverband der B.R.O.T.-Häuser, für den Entstehungsprozess eines neuen B.R.O.T.-Hauses, räumliche Ressourcen wie der große Gemeinschaftssaal oder der Garten, zur Verfügung gestellt.

Praktiken der Bereitstellung anderer Ressourcen

Neben Zeit und Raum leisten die einzelnen Mitglieder auch durch die Bereitstellung anderer Ressourcen, einen Beitrag zur Bereitstellung eines öffentlichen Guts, auch wenn dieser sich nicht unbedingt mit ihren Eigeninteressen deckt. Die B.R.O.T.-Haus Mitglieder stellen sich durch routinisierte ‘Praktiken des Aushelfens’ etwas zur Verfügung, das kann von einer Tablette beim Migräneanfall, über Gewürzen die beim Kochen fehlen, bis hin zum Auto borgen reichen.

... da kann ich echt überall anläuten und fragen, 'hast du gerade einmal' (IP 6).

In der ‘Praktik der Bereitstellung von Privateigentum’ stellen sich die Mitglieder wechselseitig etwas zur Verfügung, das ein anderes Mitglied brauchen kann, dazu wurde eine hausinterne Liste erstellt. Auf dieser Liste befinden sich Dinge wie Bücher, eine Getreidemühle, Gesellschaftsspiele oder eine Schlagbohrmaschine, aber auch Ressourcen wie eine Anhängerkupplung. Ein Mitglied besitzt ein Auto mit einer Anhängerkupplung, obwohl sich die kurze Fahrt nicht unbedingt mit den Eigeninteressen deckt, wird die Fahrt zum Mistplatz der Gemeinschaft zur Verfügung gestellt.

... ich fahre jetzt nicht die kurze Strecke mit meinem Auto da am Mistplatz, also ich will auch jetzt nicht unbedingt ... eine Kurzstrecke da in Wien. Aber erstens ist es nicht oft und außerdem verbindet man es vielleicht gleich mit einer anderen Geschichte dann passt das schon (IP 5).

Die 'Praktik der Bereitstellung von Privateigentum' wenden die Mitglieder auch an, wenn sie Sachspenden für die Gästewohnungen zur Verfügung stellen, zum Beispiel wenn Gäste einziehen, die kaum etwas besitzen. So konnte durch Bereitstellungspraktiken von Raum, Zeit und anderen Ressourcen, eine syrische Familie in den Jungscharräumen untergebracht werden und Einrichtung sowie Dinge des täglichen Bedarfs organisiert werden. Bereitstellungspraktiken werden auch in der 'Praktik des sich Öffnens' angewandt, die Mitglieder sichern sich wohlwollende Umgangsformen und Verhaltensweisen zu und respektieren das Verhalten anderer B.R.O.T.-Haus Mitglieder. Die Mitglieder sichern sich wechselseitiges Vertrauen und Unterstützen zu, die 'Praktik des sich Öffnens' beinhaltet gegenseitiges Interesse sowie ein offenes Begegnen und nicht aneinander vorbeigehen. Gegenseitiges Interesse drückt sich in Form von Kommunikation und einem gegenseitigen Austausch, auch außerhalb von geplanten Versammlungen, aus.

... wenn mein Vertrauen da ist, dann kann man Dinge ganz anders regeln, als wie wenn man sich fremd ist, ja ... ein Mitteilen von sich und je mehr ich mich Mitteile umso mehr Vertrauen entsteht und auch umso mehr Gemeinschaft entsteht (IP 6).

Als ehemals rein katholische Gemeinschaft zeigt sich die 'Praktik des sich Öffnens' auch in der Aufnahme von Mitgliedern anderer christlicher Glaubensgemeinschaften, wie der von Evangelischen und Freikirchen. Eine weitere Bereitstellungspraktik ist die 'Praktik der Informationsweitergabe' an alle B.R.O.T.-Haus Mitglieder, das betrifft vor allem Ankündigungen zu gemeinschaftlichen Aktivitäten oder Informationen. Diese Informationsweitergabe kann auf unterschiedliche Weise erfolgen, als Aushang im Lift wie zum Beispiel die Ankündigung von Geburtstagen, per Email, Telefonat oder auch als Nachricht in Form eines Zettels an der Wohnungstüre.

... wenn gegrillt wird, das man so Zettel aufhängt, wir grillen heute und wer dazukommen will kann dazukommen (IP 2).

6.1.2 Beitrag zur Herstellung von Solitarität durch Verteilungspraktiken

Als Verteilungspraktiken, die Aufteilung von Kooperationskosten/-nutzen unter Anwendung einer Verteilungsregel, anstatt Gewinn einseitig auf Kosten der übrigen B.R.O.T.-Haus Mitglieder zu maximieren, konnten folgende Praktiken herausgearbeitet werden. Die Praktiken der Verteilung wurden für das B.R.O.T.-Haus adaptiert und nochmals in drei

Unterkategorien, die *Gleichverteilung*, die *Verteilung nach askriptiven Merkmalen* sowie nach einer *individuellen Verteilung*, unterteilt.

Praktiken der Gleichverteilung

Um die Selbstverwaltung und andere Belange im B.R.O.T.-Hauses aufrechterhalten zu können, wenden die Mitglieder die ‘Praktik der Wahl’ an, diese Praktik wird in den Vollversammlungen durchgeführt. Ein Leitungsteam wird immer auf zwei Jahre, eine festgelegte Periode, gewählt und auch deren Sprecherinnen und Sprecher, die das B.R.O.T.-Haus nach außen vertreten. Durch die ‘Praktik des Anteils’ besitzt jedes erwachsene Mitglied ein Stimmrecht, von dieser Stimme ist, in den regelmäßig stattfindenden Versammlungen auch gebrauch zu machen. Durch die Gleichverteilung verfügt jedes erwachsene Mitglied über eine Stimme im Abstimmungsprozess und jedes minderjährige Kind über eine Kinderstimme. Die Selbstverwaltung des B.R.O.T.-Hauses hat auch zur Folge, dass das Leitungsteam in der ‘Praktik des Anteils’, die Mieten eigenverantwortlich selbst berechnen und vorschreiben muss.

... das Finanzteam, bespricht immer wieder die Finanzen, auch ah die Vorschreibungen für das Jahr müssen immer wieder neu berechnet werden, weil das Haus eben Kosten hat und die müssen dann entsprechend verteilt werden möglichst gerecht auf alle (IP 2).

Die ‘Praktik des Anteils’ wird auch bei der Aufnahme neuer Mitglieder angewandt, es wird darauf geachtet, eine Altersdurchmischung im B.R.O.T.-Haus zu gewährleisten, zum Beispiel um eine Überalterung zu verhindern. Zur Zeit wird versucht eher jüngere Familien, mit oder ohne Kinder aufzunehmen, das Haus besteht seit 25 Jahren und bereits bei der Gründung wurde auf generationenübergreifendes Wohnen, Wert gelegt. Verteilungspraktiken wie die ‘Praktik des Anteils’ wenden die Mitglieder auch an, wenn sie sich in Teams organisieren, um die anfallenden Routinen im Haus abdecken zu können, jedes Mitglied weiß, wer in welchem Team für was zuständig ist.

... jeder weiß, ok, da gehöre ich dazu und wenn jetzt etwas anliegt, dann trifft man sich im Team, halt ja, und bereitet irgendetwas vor oder arbeitet etwas aus ... wenn es die Teams nicht gibt, dann melden sich immer die gleichen, beziehungsweise meldet sich dann irgendwer nie zu irgendwelche Sachen (IP 5).

Auf die ‘Praktik des Anteils’ wird auch beim Geben und Nehmen geachtet, so wird bei Festen und Veranstaltungen eine Liste ausgehängt, wo jedes Mitglied einträgt, was es bei-

tragen kann. Die Mitglieder des B.R.O.T.-Hauses versuchen dabei, auf eine Gleichverteilung von Geben und Nehmen zu achten und ihren Vorteil nicht auf Kosten der anderen Mitglieder zu maximieren. Das zeigt sich zum Beispiel auch in Bereichen, wie dem Aufpassen auf Nachbarskinder, auch hier wird auf eine Wechselseitigkeit geachtet, einmal übernimmt das eine Mitglied, dann wieder das andere. Auf eine möglichst gerechte anteilige Verteilung wird auch bei der Nutzung von privatem Raum, wie der Wohnungsgröße oder dem Terrassenplatz, geachtet, die Mitglieder geben je nach Personenanzahl Wohnraum ab, oder nehmen einen dazu.

Verteilungspraktiken nach askriptiven Merkmalen

Im B.R.O.T.-Haus finden Verteilungspraktiken auch nach askriptiven Merkmalen statt, ein Merkmal ist das Alter, um möglichst viele Aufgaben hausintern abdecken zu können, ist die Mithilfe aller erwachsener Mitglieder notwendig. Doch nicht alle Mitglieder können aufgrund von bestimmten körperlichen Fähigkeiten die gleichen Leistungen erbringen, daher wenden die Mitglieder die 'Praktik der Rücksichtnahme' an. Die Verteilung von Aufgaben erfolgt im B.R.O.T.-Haus nach askriptiven Merkmalen, so sind Gartenpflege, das Haus beim Putzfest Grundreinigen oder andere Routinen, ab einem bestimmten Alter, bei Krankheit oder sonstigen Gebrechen, nicht möglich. Die Mitglieder des B.R.O.T.-Hauses suchen dann nach alternativen Lösungen, das kann je nach dem, in Form eines finanziellen Beitrags, dem Backen eines Kuchens oder dem Kochen für das gemeinsame Mittagessen erfolgen.

... schneiden von Büschen und hexseln und so weiter. Da tun sich dann auch die jüngeren leichter und wer gebrechlicher mit 80 Jahren wird es nicht machen ... der macht dafür etwas anderes ... bäckt einmal einen Kuchen (IP 3).

Praktiken der individuellen Verteilung

Jedes B.R.O.T.-Haus Mitglieder muss seinen Beitrag im Haus leisten, um Routinen nicht jedes Mal neu verteilen zu müssen, wird die 'Praktik der Zuständigkeit' angewandt, die Mitglieder sind in unterschiedliche Teams organisiert und haben bestimmte Aufgaben übernommen. Es gibt keine Zwangsverpflichtung in ein bestimmtes Team, die Basis ist die der Freiwilligkeit und viele Mitglieder sind in mehreren Teams gleichzeitig tätig, die Teams sind offen gehalten, es kann jederzeit ein Aus- oder Eintritt erfolgen.

... was auch dieses ganze B.R.O.T.-System am Leben erhält sind die Teams ... vom Spiritualitäts- über das Gartenteam, vom Housewatching-Team, das sind Leute ...

die einen gewissen Aufgabenbereich übernommen haben und ah, den auch gemeinsam betreuen (IP 1).

Der Buchstabe ‚T‘ von B.R.O.T. steht für den Begriff Teilen, die ‘Praktik des Teilens‘ oder Verteilens stellt daher auch eine vorrangige Verhaltensanforderung an die Mitglieder des B.R.O.T.-Hauses dar. Individuell geteilt werden je nach Bedarf Ressourcen wie, Eier, Milch und Zucker, ein bestimmtes Wissen wie einen Verband zu wechseln oder Computerhilfe, ein Auto, ein Fahrrad oder einmal ein Gebet. Verteilt wird auch Essen an andere Mitglieder, wenn einmal zu viel gekocht wurde und etwas übrig geblieben ist, oder es wird zum Beispiel gleich für die Nachbarskinder mitgekocht. Auch Gewand oder Gegenstände, die nicht mehr in Gebrauch sind, werden weitergegeben, dafür gibt es einen eigenen Tisch, zur freien Entnahme im Haus, jeder kann dort etwas hinlegen. Auch die Bibel wird wöchentlich geteilt, dazu bereitet ein Mitglied einen individuellen Beitrag vor, die Mitglieder können daran teilnehmen und über deren jeweilige Auslegung diskutieren.

... weil es bereitet dann auch immer wer anderer vor und das ist recht interessant, weil man lernt die anderen auch besser kennen, wie sie das sehen und wie sie denken (IP 2).

6.1.3 Beitrag zur Herstellung von Solitarität durch Unterstützungspraktiken

Als Unterstützungspraktiken, die Unterstützung in Bedarfssituationen unabhängig vom Investitionscharakter der Leistung, konnten folgende Praktiken der B.R.O.T.-Haus Mitglieder herausgearbeitet werden. Die Praktiken der Unterstützung wurden angewandt auf das B.R.O.T.-Haus, nochmals in zwei Unterkategorien, *interne Unterstützungspraktiken* und *externe Unterstützungspraktiken* unterteilt.

Interne Unterstützungspraktiken

Eine Routine im B.R.O.T.-Haus stellt die ‘Praktik der gegenseitigen Unterstützung‘ dar, diese Praktik ist auch in den Vereinsstatuten vermerkt, die Mitglieder sollen sich nicht abschotten, sondern sichern sich gegenseitige Unterstützung in diversesten Belangen zu. Gegenseitige Unterstützung bedeutet, sein Wissen und Können der Gemeinschaft freiwillig und unentgeltlich, zur Verfügung zu stellen. Für neue Mitglieder, bedeutet diese Praktik sich auf eine wertschätzende Eingliederung in die Gemeinschaft verlassen zu können.

Kranke oder ältere B.R.O.T.-Haus Mitglieder werden im Alltag durch Einkaufen, Kochen, Nachfragen per Telefon oder auch durch die Zusammenarbeit mit externem Pflege-Personal unterstützt.

... hat jeder der halt wollen hat, Suppen, ein bisschen größere Suppentopf gekocht und hat das dann halt eingefroren und die Heimhilfe hat das dann gerichtet. Und wenn sie etwas gebraucht hat, hat sie irgendwo angerufen und man ist gekommen und hat ihr geholfen (IP 2).

Im B.R.O.T.-Haus gibt es die 'Praktik der finanziellen Unterstützung', die Mitglieder zahlen regelmäßig bestimmte, ihren Einkünften angepasste Beiträge, in einen Solidaritätsfond ein, um finanzielle Hilfe hausintern wie -extern in Notsituationen zu ermöglichen. Eine weitere Unterstützungspraktik ist die 'Praktik des spontanen Helfens', diese beinhaltet Routinen wie anderen spontan auszuhelfen, wenn diese Hilfe benötigen. Durch Aufpassen auf ein Nachbarskind, wenn die Mutter zum Beispiel, mit dem kranken zweiten Kind zum Arzt muss, oder auch, die eigenen Pläne kurzfristig umzuändern. Es kommt auch immer wieder zu Konflikten in der Gemeinschaft, die Mitglieder wenden in solchen Situationen die 'Praktik der Versöhnung' durch ein Versöhnungsteam an. Dieses fix eingerichtete Team versucht dann zwischen den Parteien zu vermitteln, gelingt dies nicht gibt es auch die Möglichkeit einer Mediation, die von außen hinzugezogen wird. Unterstützt wird im B.R.O.T.-Haus nicht nur finanziell und materiell, sondern auch geistig, durch die 'Praktik des Gebets', dazu finden wöchentlich Gebetsabende und Gottesdienste statt. Gebetet wird dabei auch für andere, wenn man weiß, was andere beschäftigt, oder auch um Tod und Trauer erträglicher zu machen.

Externe Unterstützungspraktiken

Die Mitglieder des B.R.O.T.-Hauses leisten jedoch nicht nur hausinterne Unterstützung, sondern haben als Gemeinschaft auch die Möglichkeiten, externe Unterstützungsprojekte zu organisieren. So können die an die Caritas und den Verein für Integrationshilfe vergebenen Gästewohnungen, unter anderem durch das Sozialteam des B.R.O.T.-Hauses, mitbetreut werden.

... zu unterstützen in alltäglichen Dingen, ja, also ihnen auch freundlich zu Begegnen, sie Wertzuschätzen und einfach da zu sein, wenn sie irgendwelche Schwierigkeiten haben, dass man einmal was hilft (IP 2).

Auch hier wird die ‘Praktik des spontanen Helfens’ angewandt, wenn ein Mitglied des B.R.O.T.-Hauses Streit oder Lärm in den Gästewohnungen bemerkt, wird nachgefragt, ob Hilfe oder Unterstützung benötigt wird. Spontane Hilfe praktizieren die B.R.O.T.-Haus Mitglieder auch, wenn sie ihren Gästen spontan weiterhelfen, wie zum Beispiel durch Babysitten. Oder in einem anderen Fall, einer Flüchtlingsfamilie kurzfristig eine Wohnung in den Jungscharräumen einrichten und diese durch ein gut funktionierendes Netzwerk mit Sachspenden versorgen.

6.1.4 Beitrag zur Herstellung von Solitarität durch Loyalitätspraktiken

Als Loyalitätspraktiken, eine bestehende Kooperationsbeziehung auch dann fortzuführen, wenn sich eine alternative Option bietet, die als attraktiver bewertet wird, konnten folgende Praktiken der B.R.O.T.-Haus Mitglieder herausgearbeitet werden. Die Praktiken der Loyalität wurden adaptiert auf das B.R.O.T.-Haus nochmals in zwei Unterkategorien, *B.R.O.T.-Haus interne Loyalitätspraktiken* und *B.R.O.T.-Haus externe Loyalitätspraktiken* unterteilt.

Interne Loyalitätspraktiken

Interne Loyalitätspraktiken beinhalten die ‘Praktik der gegenseitigen Unterstützung auf Dauer’, ähnlich auch in den Statuten des Hauses vermerkt, alle Mitglieder akzeptieren diese beim Eintritt in die B.R.O.T.-Haus Gemeinschaft. So wird in Konfliktsituationen noch ein zweites Mal die Wichtigkeit eines Problems hinterfragt, noch einmal darüber nachgedacht, und auf einen weiterhin respektvollen Umgang geachtet. Diese zugesicherte Loyalitätspraktik den anderen Mitgliedern gegenüber wird auch dann fortgeführt, wenn es zur Überforderung kommt und die ganze Gemeinschaft immer wieder an ihre Grenzen gerät.

... die war wesentlich stärker behindert und auch körperlich ... wir waren von Anfang an überfordert ... eine persönliche Assistenz, bis das durchgesetzt worden ist ... da ist auch etwas von scheitern. Lange, lange, zwanzig Jahre glaube ich ... wenn man es von Anfang an klar weiß, dann kann man besser entscheiden, aber das ist schlecht gelaufen. Und dann war sie schon da und war als Mitglied aufgenommen. (IP 4).

Auch bei längeren Krankheitsfällen muss die Gemeinschaft alle ihre Kapazitäten nutzen, um die zugesicherte Loyalität aufrechterhalten zu können, es ist dann notwendig, dass sich die Hausgemeinschaft gut organisiert, in dem zum Beispiel Mitglieder Suppen vorkochen und portionieren. Die 'Praktik der gegenseitigen Unterstützung auf Dauer' inkludiert auch ein älter werden im B.R.O.T.-Haus, den Wunsch im Haus alt zu werden haben jedenfalls die meisten.

... ich kann nicht mehr sehr viel anbieten an Unterstützung, aber das wird auch akzeptiert, also ich habe irgendwie auch das meine getan (IP 4).

Praktiken der Loyalität werden von den Mitgliedern auch gefordert, wenn es zu unterschiedlichen Ansichten, zum Beispiel über Ordnung auf den Gemeinschaftsflächen kommt. Dann wenden die Mitglieder die 'Praktik der Toleranz' an, so soll keine Wäsche am Stieggeländer aufgehängt werden, Wäscheständer am Gang aufzustellen wird jedoch akzeptiert. Zumal auch viel hausinterner Kontakt beim Wäscheaufhängen am Gang zustande kommt, wie bereits erwähnt fördert das Aufhalten am Gang, den gegenseitigen Austausch und die Kommunikation.

... die Unordnung eben, dass jeder alles irgendwohin stellt ... dem einen ist es vollkommen Wurscht, den anderen stört es und da muss man halt dann einen Mittelweg finden (IP 2).

Auch die unterschiedliche Beteiligung der einzelnen B.R.O.T.-Haus Mitglieder bei den zahlreichen gemeinschaftlichen Aktivitäten, erfordert eine 'Praktik der Toleranz', denn der Zusammenhalt der Gemeinschaft resultiert daraus. So stellt die jeweilige Anwesenheit eigentlich eine Verbindlichkeit dar, es investieren jedoch nicht alle Mitglieder gleich viel Zeit in die Gemeinschaft, trotzdem wird jenen, die sich seltener beteiligen kein Vorwurf gemacht. Es wird akzeptiert, so wie sich jeder einbringt einmal mehr und einmal weniger, den Mitgliedern ist es wichtig, nicht immer überall dabei sein zu müssen. Eine 'Praktik der Toleranz' findet auch statt, wenn zum Beispiel eine Sache einem Mitglied besonders am Herzen liegt, dann wird auch einmal zugestimmt, obwohl sich Mitglieder anders entschieden hätten. Toleranz ist von den Mitgliedern auch in Form der jeweiligen Auslegung und Ausübung des Glaubens gefordert, seitdem das ehemals katholische B.R.O.T.-Haus in ein christliches Haus geöffnet hat.

... mit Evangelischen, Lutherischen, ich tue mir schon viel schwerer mit Freikirchlichen ... (IP 4).

So sind sich die Mitglieder auch bei der Auslegung des spirituellen Bereichs nicht in allen Punkten einig, damit die Hausgemeinschaft trotzdem funktioniert wird die 'Praktik der Akzeptanz' angewandt.

... gleichzeitig muss man schauen, wie weit kann ich zu dem, was die anderen machen und was mir nicht so liegt, einfach ja sagen, weil es nix tut (IP 4).

Die 'Praktik der Akzeptanz' wird auch angewandt, wenn es unterschiedliche Ansichten oder Meinungen im Haus gibt, die Mitglieder gehen dann davon aus, dass jeder genau so sein darf, wie sie/er ist und akzeptieren auch andere Ansichten und Vorgehensweisen. Die B.R.O.T.-Haus Mitglieder wenden die 'Praktik der Akzeptanz' auch dann an, wenn es in einem Entscheidungsprozess zu einer Abstimmung kommt, stimmt eine Zweidrittelmehrheit im Haus für etwas, dann wird es auch umgesetzt. Mitglieder, die sich dagegen ausgesprochen haben, müssen die Mehrheitsstimmen dann akzeptieren, auch wenn es gegen ihre eigene Entscheidung ist. Diese Praktik betrifft auch die Aufnahme neuer Mitglieder, nach einer Phase des Kennenlernens stimmt die Hausgemeinschaft darüber ab, wer in das B.R.O.T.-Haus einziehen soll. Diejenigen, die sich anders entschieden hätten, müssen mit den Konsequenzen leben, sie müssen das oder die neuen Mitglieder akzeptieren und zukünftig in einer Hausgemeinschaft mit ihnen leben. So ist eine Praktik der Loyalität auch darin zu sehen, dass die Mitglieder bereit sind, mit ihren eigenen Vorstellungen und Vorhaben zu scheitern und die der anderen zu akzeptieren. Akzeptiert wird auch ein Mittragen von Ungleichgewicht, welches immer wieder in unterschiedlichen Situationen entsteht, wo sich manche Mitglieder stärker einbringen als andere.

... es gibt durchaus auch Leute, die sich wenig einbringen oder kaum zu sehen sind und das geht natürlich dann auch auf Kosten derer, die viel machen ... da ist ja wieder das Prinzip, wir sind alle gleichberechtigt und gleichwertig, wie kommt also der dazu, dass er mir sagt, na (IP 6).

Externe Loyalitätspraktiken

Eine der Loyalitätspraktiken hängt auch mit der Öffnung des B.R.O.T.-Hauses für externe Kooperationen zusammen, die 'Praktik Zugesagtes fortzuführen' wird auch dann angewandt, wenn diese mit einem Mehraufwand an Arbeit verbunden ist. So zum Beispiel, wenn sich die Gemeinschaft dafür einsetzt, dass ein Gast, der durch eine Straftat rückfällig geworden ist, Fußfesseln bekommt und bereit ist diese auch zu finanzieren. Auch auf die Mitglieder der neuen B.R.O.T.-Häuser wird die 'Praktik Zugesagtes fortzuführen' ange-

wandt, auch dann, wenn diese sich von den B.R.O.T.-Haus Statuten entfernen und eigenmächtig ‚Beten‘ in ‚Begegnen‘ abändern.

... weil Mitglieder eben mitunter andere Werte dann haben, die da gefunden worden sind. Dem einen war das schon wichtig, dem anderen nicht so, aber man sagt halt jetzt auch nicht, na gut, wenn dir das nicht genauso wichtig ist dann hast nix verloren da. Man ist dann tolerant, ja (IP 5).

6.2 Teilnehmende Beobachtung

Durch die beiden Teilnehmenden Beobachtungen, welche beim 25-Jahres Fest am 20. Juni 2015 im B.R.O.T.-Haus stattfanden, konnten sehr gut einige Auswertungsergebnisse der Expertinnen-/Experten-interviews bestätigt werden. Die Mitglieder können durch ihre interne Organisation (‘Praktik sich in Teams zu organisieren’) eine optimale solidarische Basis bereitstellen, um ein großes Fest zu veranstalten. Durch Öffnung der räumlichen Ressourcen (‘Praktik des Öffnens’), wie den Garten wird es ermöglicht sich zu treffen und eine Feldmesse zu lesen (‘Praktik des Aufenthalts’). Dadurch wird Solidarität nicht nur intern, sondern auch mit externen Kooperationen, wie der Pfarre Hernals gefördert. Es konnte beobachtet werden, dass während des Festes unterschiedliche Mitglieder des B.R.O.T.-Hauses verschiedene Aufgabenbereiche (‘Praktik der Zuständigkeit’), wie Grillmeister, Fotograf oder Saubermachen übernommen haben. Zu erkennen war auch, dass die jüngeren B.R.O.T.-Haus Mitglieder die Aufgaben, das Fest zu betreuen, übernommen haben. Jedes Mitglied übernimmt Tätigkeiten, steuert das zum Fest bei, was im Rahmen ihrer oder seiner Möglichkeiten liegt (‘Praktik der Rücksichtnahme’). An den zahlreichen Kuchen und Salaten, die beim Fest zur freien Entnahme standen, besteht die Vermutung, dass ältere Mitglieder ihren Beitrag zum Fest auf diese Art geleistet haben (‘Praktik des Anteils’). Das Fest sowohl vor der Feldmesse als auch am Abend verlief sehr routinisiert, es war zu beobachten, dass die Mitglieder kaum Worte benutzten (‘Praktik spontanen Helfens’) um sich in Situationen wo Unterstützung gebraucht wurde, zu verständigen.

6.3 Fazit

Ausgehend von der Individualisierungstheorie von Beck, leben Menschen zunehmend individualisierter und herausgelöst aus ihren traditionellen Bindungen, suchen jedoch nach neuen Möglichkeiten des Rückhalts. Gemeinschaftliche Wohnprojekte erfreuen sich einer steigenden Beliebtheit, die Zunahme kann als eine der Möglichkeiten des Rückhalts gesehen werden. Um in einer Hausgemeinschaft zu leben und ein Gemeinschaftliches Wohnprojekt aufrecht zu erhalten, ist ein starker Zusammenhalt notwendig, es bedarf der Solidarität aller seiner Mitglieder. Das Ziel der Arbeit war, herauszuarbeiten wie die Mitglieder des B.R.O.T.-Hauses Hernals, durch bestimmte Routinen Solidarität herstellen um ihre Hausgemeinschaft aufrechterhalten. Die Forschungsfrage, die gestellt wurde, war „Welche Praktiken werden von den Bewohnerinnen und Bewohnern eines Gemeinschaftlichen Wohnprojekts angewandt, um Solidarität herzustellen?“ Dazu wurde das theoretische Konzept der vier Solidarnormen von Tranow (Tranow 2012), unterteilt in Bereitstellungsnormen, Verteilungsnormen, Unterstützungsnormen sowie Loyalitätsnormen, aufgegriffen. Um die zentrale Frage nach den sozialen Praktiken beantworten zu können, wurde das Konzept in Praktiken der Bereitstellung, der Verteilung, der Unterstützung sowie der Loyalität abgeändert.

In der Theorie von Tranow wird durch *Bereitstellungsnormen* dem Kollektiv etwas zur Verfügung gestellt, in anderen Worten, ein Beitrag zur Produktion eines Kollektivguts geleistet. Bezogen auf das B.R.O.T.-Haus wurden Bereitstellungspraktiken in drei unterschiedliche Bereiche unterteilt, die Bereitstellung zeitlicher Ressourcen, die Bereitstellung räumlicher Ressourcen sowie die Bereitstellung anderer Ressourcen. Die Produktion eines Kollektivguts wird von den B.R.O.T.-Haus Mitgliedern durch die ‚Praktik der Bereitstellung von Arbeitszeit/Zeit‘ geleistet, dadurch wird die Selbstverwaltung des Hauses, die zahlreichen gemeinschaftlichen Aktivitäten und Feste, sowie die Vergabe der Gästewohnungen ermöglicht. Durch die Bereitstellung räumliche Ressourcen können die Mitgliedern die ‚Praktik des Aufenthalts‘ umsetzen und dadurch Begegnung und Austausch hausintern wie -extern ermöglichen. Durch andere Ressourcen wie zum Beispiel die ‚Praktik des Aushelfens‘ oder die ‚Praktik der Bereitstellung von Privateigentum‘, stellen die Mitglieder der Gemeinschaft etwas zur Verfügung, wodurch ein Beitrag zur Solidarität geleistet wird. Nach Tranow wird durch *Verteilungsnormen* auf eine gerechte Aufteilung von

Kosten und Nutzen geachtet, im B.R.O.T.-Haus findet diese Gleichverteilung zum Beispiel durch die 'Praktik der Wahl' bei Abstimmungsprozessen statt. Durch die Anwendung der 'Praktik des Anteils' besitzt jedes Mitglied im Haus ein Stimmrecht, auch die anfallenden Routinen im Haus, lassen sich dadurch, durch die Zugehörigkeit in ein Team, abdecken. Auch das Geben und Nehmen im B.R.O.T.-Haus beruht auf dieser Praktik, zum Beispiel beim Aufpassen auf Nachbarskinder oder der Nutzung von privatem Raum, der eigene Vorteil wird nicht auf Kosten der anderen Mitglieder maximiert. Verteilungspraktiken finden auch nach askriptiven Merkmalen statt, so wird im B.R.O.T.-Haus auf ältere, gebrechliche oder kranke Mitglieder die 'Praktik der Rücksichtnahme' angewandt und dadurch ein Beitrag zur Solidarität in der Gemeinschaft hergestellt. Eine individuelle Verteilung erfolgt zum Beispiel durch die 'Praktik des Teilens', geteilt werden unterschiedliche Ressourcen, ein bestimmtes Wissen oder ein Gebet. Ausgehend von den *Unterstützungsnormen* nach Tranow ist ein Individuum, zur Lösung des Problems auf die Hilfe anderer angewiesen, im B.R.O.T.-Haus wird Hilfestellung intern wie extern geleistet, das ist auch in den Vereinsstatuten festgelegt. Die Mitglieder wenden die 'Praktik der gegenseitigen Unterstützung' an, sie unterstützen gegenseitig durch ihre jeweiligen Fähigkeiten, zum Beispiel in Form von Einkaufen gehen und Essen kochen für kranke oder gebrechliche Mitglieder, beim Computerproblem helfen, oder beim Verbandswechsel. Die Mitglieder leisten einen weiteren Beitrag zur Solidarität, indem sie sich gegenseitige finanzielle Unterstützung, in Form eines Solidaritätsfonds, zusichern. Jedes Mitglied zahlt regelmäßig in diesen Fond ein, dadurch kann die 'Praktik der finanziellen Unterstützung' hausintern wie -extern ermöglicht werden. Bei der Lösung eines Problems Hilfe zu benötigen, betrifft auch hausinterne Konfliktsituationen, die Mitglieder wenden dazu die 'Praktik der Versöhnung' an, indem sie ein eigenes Versöhnungsteam oder Mediation von außen zur Verfügung stellen. Im christlichen B.R.O.T.-Haus findet gegenseitige Unterstützung auch durch die 'Praktik des Gebets' statt, in zahlreichen Treffen sind die Mitglieder auch spirituell für die anderen da. Die Mitglieder können als Gemeinschaft in einem größeren Rahmen externe Unterstützung leisten, durch die 'Praktik des spontanen Helfens', wie zum Beispiel bei den Gästen oder in der Flüchtlingshilfe wird die interne Kommunikation und der Austausch gefördert. Nach Tranow werden durch *Loyalitätsnormen* Kooperationsbeziehungen auch dann weitergeführt, wenn Anreize zu einem Ausstieg bestehen, auch den Mitgliedern des B.R.O.T.-Hauses steht es frei, jederzeit aus dem Haus auszuziehen. Um Solidarität zu gewährleisten wenden die Mitglieder Loyalitätspraktiken wie die 'Praktik der gegenseitigen Unterstüt-

zung auf Dauer' an, zum Beispiel wird in Konfliktsituationen die Wichtigkeit eines Problems ein zweites Mal hinterfragt. Oder die zugesicherte Loyalität einem B.R.O.T.-Haus Mitglied gegenüber, wird auch dann fortgeführt, wenn die ganze Gemeinschaft an ihre Grenzen gerät, wie im Fall von längerer Krankheit oder Behinderung. Eine der Routinen von Loyalitätspraktiken wird durch die 'Praktik der Toleranz' umgesetzt, wenn zum Beispiel Mitglieder sich unterschiedlich stark in die Gemeinschaft einbringen, oder bei der Glaubensauslegung. Die Mitglieder wenden auch eine 'Praktik der Akzeptanz' an, wenn es zum Beispiel zu unterschiedlichen Ansichten oder Meinungen im Haus kommt. Wie bereits erwähnt, erfolgt durch die 'Praktik der Wahl', ein Beschluss in einem Abstimmungsprozess, B.R.O.T.-Haus Mitglied zu sein bedeutet daher auch mit den eigenen Vorstellungen und Vorhaben zu scheitern und die von anderen zu akzeptieren. Loyalitätspraktiken werden jedoch nicht nur hausintern, sondern auch auf externen Kooperationen angewandt, die 'Praktik Zugesagtes fortzuführen' bedeutet zugesagte Loyalität auch dann fortzuführen, wenn zum Beispiel einen Gast auffällig wird, oder die Mitglieder eines zukünftigen B.R.O.T.-Hauses die Statuten abändern.

Wie sich in der Auswertung der Arbeit gezeigt hat, stellen die Mitglieder der Gemeinschaft B.R.O.T.-Haus, Solidarität in ihrer Hausgemeinschaft durch zahlreiche interne wie externe Routinen her. Dazu wenden sie unterschiedliche Praktiken der Bereitstellung, der Verteilung, der Unterstützung sowie der Loyalität an, dieses konnte Auszugsweise auch in den Teilnehmenden Beobachtungen bestätigt werden. Durch Anwendung dieser Routinen wird es im B.R.O.T.-Haus auch möglich, die Hausgemeinschaft auf Dauer zu stellen, die Forschungsfrage, nach den Praktiken zur Herstellung von Solidarität, konnte somit beantwortet werden.

7 Ausblick

In der Arbeit wurde untersucht, anhand welcher Praktiken in einem Gemeinschaftlichen Wohnprojekt Solidarität von den Mitgliedern hergestellt wird, in den durchgeführten Interviews ergab sich auch die Grundlage für eine weitere mögliche Studie. Mitglieder des B.R.O.T.-Hauses Hernals haben in den Interviews immer wieder auch Situationen erwähnt,

in denen die Solidarität in der Gemeinschaft an ihre Grenzen gerät. In einer Folgearbeit könnten daher die Praktiken, welche zu solchen Grenzsituationen führen erforscht werden und welche möglichen Lösungspraktiken angewendet werden. Eine weitere mögliche Option wäre auch eine längerfristige Studie durchzuführen, welche die Praktiken der Gemeinschaftsfindung in einem neu entstehenden B.R.O.T.-Haus näher betrachtet.

8 Literatur

- Bachmann, G. (2009). Teilnehmende Beobachtung. In: Kühl, S., & Strodtholz, P. Handbuch: Methoden der Organisationsforschung. Verlag für Sozialwissenschaften. S. 248 – 271.
- Baurmann, M. (1996): Der Markt der Tugend. Recht und Moral in der liberalen Gesellschaft. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Bayertz, K. (1998): Begriff und Problem der Solidarität. In: K. Bayertz (Hg.): Solidarität: Begriff und Problem. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. S. 11 – 53.
- Beckert, Jens/Julia, Eckert/Kohli, Martin/Streeck, Wolfgang (Hg.) (2004): Transnationale Solidarität. Chancen und Grenzen. Frankfurt/M, New York: Campus.
- Beck, U., & Pfoerl, A. (1986). Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main (16. Nachdruck 2001) (engl. Ausgabe World Risk Society. Cambridge 2001).
- Beck, U., & Beck-Gernsheim, E. (1990). Das ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt: Suhrkamp.
- Beck, U., & Beck-Gernsheim, E. (1994). Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 10 – 39.
- Beck, U. (1995). Die „Individualisierungsdebatte“. In Soziologie in Deutschland. Verlag für Sozialwissenschaften. S. 185 – 198.
- Berghäuser, M. (2013): Fragen und Antworten zum gemeinschaftlichen Wohnen. Hg.: Schader-Stiftung, Goethestraße 2, 64285 Darmstadt (abgerufen: 30.09.2015)
www.schader-stiftung.de/uploads/tx_schaderstiftung/2013_Gemeinschaftliches_wohnen_FAQ.pdf
- Bertels, L. (2013). Gemeinschaftsformen in der modernen Stadt. Springer-Verlag. S. 1 – 120.
- Billmann, L., & Held, J. (2013). Solidarität in der Krise. Gesellschaftliche, soziale und individuelle Voraussetzungen solidarischer Praxis. Wiesbaden.
- Brandl F., Gruber E. (2014): Gemeinschaftliches Wohnen in Wien, Bedarf und Ausblick. Studie im Auftrag der Stadt Wien. MA 50, Referat für Wohnbauforschung und internationale Beziehungen. S. 1 – 144.
- Brech, J. (1999a): Ein Wandel im Wohnen in der Zeit des Umbruchs - eine Studie zu neuen Wohnformen. In: Wüstenrot-Stiftung (Hg.): Neue Wohnformen im internationalen Vergleich. Stuttgart/Berlin/Köln; S. 81 – 160
- Crow, Graham (2002): Social solidarities. Theories, identities and social change. Buckingham: Open University Press.

- Dallinger, U. (2009). Die Solidarität der modernen Gesellschaft. Springer Fachmedien. S. 1 – 260.
- Durkheim, E. (1992). orig. 1893. Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Fedrowitz, M., & Gailing, L. (2003). Zusammen wohnen. Gemeinschaftliche Wohnprojekte als Strategie sozialer und ökologischer Stadtentwicklung. Dortmunder Beiträge zur Raumplanung, Blaue Reihe 112. Dortmund. S. 1 – 142.
- Flick, Uwe (1995): Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Reinbek.
- Gierse, C., & Wagner, M. (2012). Gemeinschaftliche Wohnprojekte – Eine Wohnform für alle sozialen Lagen und Lebensalter. Zeitschrift für Sozialreform. S. 59 – 82.
- Halkier, B. (2012). Consumption challenged: food in medialised everyday lives. Ashgate Publishing, Ltd.
- Häußermann, H., & Siebel, W. (2004). Stadtsoziologie: Eine Einführung. Campus Verlag.
- Hirschmann, A. O. (1974): Abwanderung und Widerspruch. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Krämer, S. (2008). „Demografischer Wandel – neue Wohnformen im Alter?“. Sozialwissenschaften und Berufspraxis, 31, 336-349.
- Hondrich, Karl Otto/Koch-Arzberger, Claudia (1992): Solidarität in der modernen Gesellschaft. Frankfurt/M.: Fischer.
- Holtgrewe, U. (2009). Narratives Interview. Verlag für Sozialwissenschaften. S. 57 – 77.
- Höpflinger, Francois (2004): Traditionelles und neues Wohnen im Alter. Zürich: Seismo.
- Jarvis, H. (2011). Saving space, sharing time: integrated infrastructures of daily life in cohousing. Environment and Planning-Part A, 43(3), 560.
- Jaeger-Erben, M. (2010). Zwischen Routine, Reflektion und Transformation–die Veränderung von alltäglichem Konsum durch Lebensereignisse und die Rolle von Nachhaltigkeit. Eine empirische Untersuchung unter Berücksichtigung praxistheoretischer Konzepte.
- Kaufmann, F. X. (2002). Sozialpolitik zwischen Gemeinwohl und Solidarität. Gemeinwohl und Gemeinwohl: Rhetoriken und Perspektiven sozial-moralischer Orientierung. Berlin: Akademischer Verlag. S. 19 – 4.
- Kelle, U., & Kluge, S. (1999). Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. Opladen.
- Kiehle, W., & Riege, M. (2011). „Wohnprojekte-gesellschaftliche und politische Aspekte“. Wohnbund-Informationen. Perspektiven für Wohnprojekte. S. 4 – 7.
- Kricheldorf, C. (2008). Neue Wohnformen und gemeinschaftliches Wohnen im Alter. In Älterwerden neu denken. Verlag für Sozialwissenschaften. S. 237 – 247.
- Kühl, S., Strodholz, P., & Taffertshofer, A. (Hrsg.). (2005). Handbuch Methoden der Organisationsforschung. Quantitative und Qualitative Methoden. VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 1 – 738.
- Leisering, L. (1998). Sozialstaat und Individualisierung. In Die Individualisierungs-These. Verlag für Sozialwissenschaften. S. 65 – 78.

- Liebold, R., & Trinczek, R. (2009). Experteninterview. In: Kühl, S., & Strodtholz, P. Sammelwerk, Herausgeber-oder Konferenzband Methoden der Organisationsforschung. Verlag für Sozialwissenschaften. S. 32 – 56.
- Lindenberg, S. (1989). Social Production Functions, Deficits, and Social Revolutions Prerevolutionary France and Russia. *Rationality and Society*, 1(1). S. 51 – 77.
- Luhmann, N. (1984). Die Differenzierung von Interaktion und Gesellschaft. Probleme der sozialen Solidarität. In: Kopp, Robert, Solidarität in der Welt der 80er Jahre. Leistungsgesellschaft und Sozialstaat. Basel, Frankfurt/M.
- Luhmann, N. (2008). Arbeitsteilung und Moral: Durkheims Theorie 1992. ders.: Die Moral der Gesellschaft. Frankfurt/Main. S. 19 – 38.
- McCamant, K.; Durett, C. (1994): Cohousing. A Contemporary Approach to Housing Ourselves. Berkeley: Habitat Press.
- Meuser, M., & Nagel, U. (2009). Das Experteninterview—konzeptionelle Grundlagen und methodische Anlage. In Methoden der vergleichenden Politik-und Sozialwissenschaft. Verlag für Sozialwissenschaften. S. 465 – 479.
- Montada, L. (1999). Solidarität als Norm für soziales Handeln. *Ethik und Sozialwissenschaften*, (10), 2, S. 221 – 223.
- Ostrom, E. (2011). Was mehr wird, wenn wir teilen. Vom gesellschaftlichen Wert der Gemeingüter. München: Oekom Verlag.
- Popitz, H. (1980): Die normative Konstruktion von Gesellschaft. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Rauschenbach, T. (1994). Inszenierte Solidarität: Soziale Arbeit in der Risikogesellschaft. In: Beck, Ulrich (Ed.); Beck-Gernsheim, Elisabeth(Ed.): Riskante Freiheiten: Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt am Main. S. 89 – 111.
- Reckwitz, A. (2003). Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken: Eine sozialtheoretische Perspektive/Basic Elements of a Theory of Social Practices: A Perspective in Social Theory. *Zeitschrift für Soziologie*, S. 282 – 301.
- Reddig, Melanie (2005): Bürger jenseits des Staates? Unionsbürgerschaft als Mittel europäischer Integration. Baden-Baden: Nomos.
- Reimer, R. (2013). Die Kunst des Gemeinsamen: Potenziale und Herausforderungen selbstverwalteter Wohnprojekte. *Sozialwissenschaften & Berufspraxis*, 36(1). S. 1 – 13.
- Schattovits, H., (Hg) 1993: Integratives Wohnen als soziales Dienstangebot, Endbericht Teil 2, Integratives Wohnen – Umsetzung einer sozialen Innovation, Forschungsbericht, Schriftenreihe IEF, Heft 10
- Schattovits, H. (Ed.). (2011). Heimat finden: gemeinschaftliches Wohnen zwischen Sehnsucht und Gelingen. NWV-Neuer Wiss. Verlag. S. 1 – 146.
- Schmelter, J. (1991): Solidarität: Die Entwicklung eines sozialetischen Schlüsselbegriffs. Dissertation, Ludwig-Maximilians-Universität München.
- Schütze, F. (1976). Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung: dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen.
- Schütze, F. (1977). Die Technik des narrativen Interviews. Bielefeld (Manuskript).

- Scotthanson, C., & Scotthanson, K. (2005). The cohousing handbook: Building a place for community. New Society Pub. S. 1 – 304.
- Shove, E., & Watson, M. (2008). Product, Competence, Project and Practice. *Journal of Consumer Culture*, 8(1). S. 69 – 89.
- Sennlaub, A. (2005). Living with commons—between strain and opportunity: The sustainability of habitation through communal ownership. *GAIA-Ecological Perspectives for Science and Society*, 14(4). S. 323 – 332.
- Simmel, G. ([1903] 1995): Die Großstädte und das Geistesleben. Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- Szydlík, M. (2000). Lebenslange Solidarität. Generationenbeziehungen zwischen erwachsenen Kindern und Eltern. Opladen: Leske+ Budrich.
- Thome, Helmut, 1998: Soziologie und Solidarität: Theoretische Perspektiven für die empirische Forschung. In: Bayertz, Kurt (Hrsg.), *Solidarität. Begriff und Problem*. Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag. S. 217 – 262.
- Temel, R. (2011). Gemeinschaftliches Wohnen - Potentiale in Wien und Österreich. In: *Heimat finden: gemeinschaftliches Wohnen zwischen Sehnsucht und Gelingen*. NWV-Neuer Wissenschaftlicher Verlag. S. 41 – 48.
- Treibel, A. (2006). Individualisierung und Strukturierung in einer globalisierten Welt (Beck, Giddens, Castells, Hardt/Negri). *Einführung in soziologische Theorien der Gegenwart*. S. 245 – 279.
- Tranow, U. (2012). Das Konzept der Solidarität: Handlungstheoretische Fundierung eines soziologischen Schlüsselbegriffs. *Springer Science & Business Media*. S. 1 – 258.
- Warde, A. (2005). Consumption and theories of practice. *Journal of consumer culture*, 5(2). S. 131 – 153.
- Wiswede, G. (2001). Solidarität: Versuch einer Synopse. In *Solidarität*. Verlag für Sozialwissenschaften. S. 323 – 350.

Onlinequellen:

B.R.O.T.-Häuser:

brot-aspern.at

B.R.O.T.-Haus Aspern Seestadt
Hannah-Arendt-Platz
Aspern Seestadt (abgerufen: 10.09.2015)
Link: <http://www.brot-aspern.at/>

brot-hernals.at

B.R.O.T.-Haus Hernals
Geblergasse 78, 1170 Wien
Link: <http://brot-hernals.at/>

brot-kalksburg.at

B.R.O.T.-Haus Kalksburg
Promenadeweg 5/1/40, 1230 Wien (abgerufen: 10.09.2015)
Link: <http://www.brot-kalksburg.at/>

brot-pressbaum.at
 B.R.O.T.-Haus Pressbaum
 Haitzawinkel (abgerufen: 10.09.2015)
 Link: <http://www.brot-pressbaum.at/>

brot-verband.at
 B.R.O.T.-Verband
 (abgerufen: 10.09.2015)
 Link: <http://www.brot-verband.at/>

CoHousing|Berlin
 Für gemeinschaftliches Bauen und Wohnen (abgerufen: 10.09.2015)
 Link: <http://www.cohousing-berlin.de/de>

cohousing.org.uk
 UK Cohousing Network (abgerufen: 10.09.2015)
 Link: <http://cohousing.org.uk/>

cohousing.org
 The Cohousing Association of the United States (abgerufen: 10.09.2015)
 Link: <http://www.cohousing.org/>

dasrotewien.at
 Sozialdemokratische Partei Österreichs, Landesorganisation Wien, 1014 Wien, Löwelstraße 18.
 Von Bettgebern und Untermietern, Rotes Wien um 1900. (abgerufen: 19.09.2015)
 Link: www.dasrotewien.at/kommunaler-wohnbau.html

derlebensraum.com
 (abgerufen: 08.10.2015)
 Link: <http://www.derlebensraum.com/>

fgw-ev.de
 Forum Gemeinschaftliches Wohnen e. V., Bundesvereinigung
 (abgerufen: 10.09.2015)
 Link: www.fgw-ev.de

frauenwohnprojekt.info
 (abgerufen: 10.09.2015)
 Link: <http://www.frauenwohnprojekt.info/pages/verein.php>

gemeinsamwohnen.at
 Gemeinsam Wohnen. Eine Wohninitiative der Grünen 50+ und des Vereins zur Förderung von Lebensqualität (abgerufen: 06.09.2015)
 Link: <http://www.gemeinsamwohnen.at/links>

gemeinsam-bauen-wohnen.org
 Initiative für Gemeinschaftliches Bauen und Wohnen (abgerufen: 10.09.2015)
 Link: <http://gemeinsam-bauen-wohnen.org/>

ic.org
 Fellowship for Intentional Community (USA)
 (abgerufen: 10.09.2015)
 Link: <http://www.ic.org/>

partizipation.at
 Partizipation & Nachhaltige Entwicklung in Europa, Informationswebsite des Bundesministeriums für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft (abgerufen: 06.09.2015)
 Link: <http://www.partizipation.at/wohnprojekte.html>

parq.at

Plattform für mitbestimmtes Wohnen (abgerufen: 10.09.2015)

Link: www.parq.at

pomali.at

Cohousing Pomali

(abgerufen: 10.09.2015)

Link: <http://www.pomali.at/>

wohnprojekte-portal.de

Stiftung trias

Martin-Luther-Str. 1, 45525 Hattingen (abgerufen: 10.09.2015)

Link: www.wohnprojekte-portal.de

9 Anhang

9.1 Tabelle Praktiken der Solidarität

1. Bereitstellungspraktiken (Routinen)

Praktik der Bereitstellung zeitlicher Ressourcen

<i>„Praktik der Bereitstellung von Arbeitszeit/Zeit“</i>
... gibt auch Jahre, wo sich kaum jemand aufstellen lässt ... die schon lange dabei sind, die haben das natürlich schon total oft gemacht ... es ist definitiv Arbeit, ja (IP 6).
... die Wohnung hat einen Preis, das muss man schon auch sagen. Und man muss ja auch dann die Zeit haben, das heißt, natürlich investiert man Zeit ins Haus (IP IP 3).
... es ist natürlich auch der Faktor Zeit, also es sind die meisten berufstätig ... (IP 6).
... es ist nicht so dass man sagt, ha, jetzt ist es fertig und abgeschlossen, es ist wirklich auch immer ein arbeiten an der Gemeinschaft (IP 6).
... wenn man selbstverwaltend fallen natürlich Kosten weg ... aber es ist definitiv viel Arbeit, ja, das darf man nicht unterschätzen (IP 6).
... im Sommer ist halt schon viel Arbeit, also jeden zweiten Tag ist man schon eine Stunde mit gießen beschäftigt, im Winter dafür fällt das dann weg (IP 6).
... Preisangebote einholen oder dass man sagt, wir müssen uns vorher einmal treffen und den neuen Zins für die Mieten zum Beispiel zu berechnen oder wir brauchen mit dem Steuerberater einen Termin, dass wir die Informationen schon haben, dass wir direkt in die Vollversammlung, weil sonst dauern die Vollversammlungen sonst Stunden, na (IP 6).
... das Leitungsteam bereitet eigentlich alle Punkte vor, macht relativ viel Vorarbeit, überlegt erst einmal, was sind die dringendsten Themen, die in die Vollversammlung gehören und dann wird das in Stunden langer Arbeit vorbereitet (IP 6).
... bin ich das erste mal im Leitungsteam. und es ist jetzt so, dass die ältere Generation jetzt einfach ein bisschen zurücktritt ... also müssen die jetzig zugezogenen oder die neu zugezogenen halt diese Dinge übernehmen (IP 2).
.... auch dafür zuständig ist, dass die Türen am Abend zu sind und wenn es Windet, dass die Fenster zu sind ... sich ein bisschen verantwortlich fühlt, wenn viele nicht da sind ... Blumen zu gießen ... die Post auszuräumen (IP 2).
... wir sind ja verantwortlich, weil es, der Grund ja von der Pfarre ist und die Jungschaaargruppen alle kommen ... die Bäume in einem Zustand zu halten, dass im Sturm keiner bricht ... wir müssen jedes Mal Atteste einholen ... da hängen ganz viel Sachen daran ... nicht nur mit Organisationskram sondern auch mit Gesetzlicher Regelung (IP 6).

... haben eben viele gemeinsame Aktivitäten, einmal die Woche gibt es einen geistlichen Abend ... geht über Messe einmal im Monat Gebetsabende, Bibel Abende, Austausch (IP 1).
... anklopfen oder anrufen ... dann gibt es auch die Möglichkeit mit dem Zettel ... an meiner Türe, dort habe ich meinen Magnetknopf am Türstock und dann komm ich nach Hause und dann steht dort 'Bitte melde dich kurz' (IP 5).
... Essen und Reden bringt die Leute einfach zusammen, also die Grillabende da entsteht mehr an Gemeinschaft als wie in jeder Vollversammlung (IP 6).
... es gibt ein Team, das die Abende organisiert, das heißt es ist auf das Jahr verteilt, jeden Mittwoch Abend, außer im Sommer (IP 3).
... jeden Mittwoch, ist ahm Gebetsabend, gemeinsames Bibelteilen, Gebet in Stille oder Gottesdienst, das, die Termine werden ausgemacht über das Jahr, es gibt einmal im Jahr die Vollversammlung, das sind so die Fixtermine, dann gibt es halbjährlich Gartentag und gemeinsame Putztage im Stiegenhaus ... (IP 3).
... das Sozialteam, da gibt es dann auch Hauptverantwortliche für die Sozialwohnungen, die treffen sich dann auch immer wieder zum Austausch und sprechen dann auch immer wieder die Situationen durch von den Sozialwohnungen. Arbeiten auch immer wieder mit der Caritas zusammen, geben auch Informationen weiter, die für die Caritas wichtig sein könnten und ahm, kümmern sich da um die verschiedenen Wohnungen ... (IP 2).
... das Gartenteam, das schaut, dass im Garten alles funktioniert und das, wo was gepflanzt werden muss, soll, organisiert dann auch immer wieder die Baumfirmen, die da die Bäume schneiden (IP 2).

Praktiken der Bereitstellung räumlicher Ressourcen

„Praktik des Aufenthalts“
... Im Turnsaal unten gibt es ja so eine Turngruppe, net, die ist nicht von unserer Pfarre, sondern von Ottakring ... da sind vom Haus welche dabei, von der Pfarre (IP 5).
... der Y-Treff, wo sich Männer, also so eine kleine Männerrunde trifft ... da sorgen wir zum Beispiel für die Getränke. Stellen wir wieder einen Raum zur Verfügung, genau, ist eine Pfarrveranstaltung, eigentlich. (IP 5).
... das Ganze ist ja ein Grund der, der Pfarre gehört und wir haben auf der rechten Seite des Eingangs ja Jungscharräume mitfinanziert ... (IP 1).
... Jungschar kommt und nützt den Garten und den Raum (IP 3).
... diese Vollversammlungen gibt es ... sobald der Verein gegründet ist ... das heißt, die treffen sich auch bei uns im Haus (IP 5).
... und dann haben sie im Gemeinschaftsraum unten gemeinsam Gefrühstückt. Oder im Sommer, dass man sich am Abend, wenn man im Garten sitzt, na jeder macht sich sein Abendessen und man sitzt unten gemeinsam (IP 3).

... Adventkranzbinden. Macht die Pfarre, da stellen wir nur die Räumlichkeiten zur Verfügung, da geht es nur um den Raum, weil es keinen Raum gibt. So einen großen Raum in der Pfarre gibt es nicht mehr, das hat es früher gegeben (IP 5).
... diese Gästewohnungen ... im Kontakt mit der Caritas oder vom Verein für Integrationshilfe ... die dann auch Menschen herschicken, die da wohnen können (IP 1).
... das Haus ist ja eigentlich auch so gebaut, dass man sehr leicht ins Reden kommt (IP 3).
... wir haben ja viele Lehrer im Haus, zum Beispiel die Klassenabschlüsse oder Maturaabschlüsse dann machen mit ihrer 8. Da gibt es sicher zwei die das nutzen und da sind dann im Mai, Juni sind dann die ganzen Schüler da ... (IP 5).
... wir haben jetzt die Jungscharräume als Wohnung hergerichtet und da ist eine vierköpfige Familie aus Syrien eingezogen (IP 3).

Praktik der Bereitstellung anderer Ressourcen

‘Praktiken des Aushelfens‘
... du ich habe einen Migräneanfall, hast du eine Tablette, dann geb ich ihm die ... (IP 6).
... irgendwelche Zutaten, die einem beim Kochen gerade fehlen ... da kann ich echt überall anläuten und fragen, 'hast du gerade einmal' (IP 6).
‘Praktik der Bereitstellung von Privateigentum‘
... jetzt ist eine ältere Dame eingezogen mit ihrem Enkel, die hat nichts gehabt, da hat dann die Caritas Dinge zur Verfügung gestellt und wir haben dann auch geschaut (IP 2).
... also wenn ich jetzt eine Anhängerkupplung habe und ich sage ... ich fahre jetzt nicht die kurze Strecke mit meinem Auto da am Mistplatz, also ich will auch jetzt nicht unbedingt ... eine Kurzstrecke da in Wien. Aber erstens ist es nicht oft und außerdem verbindet man es vielleicht gleich mit einer anderen Geschichte dann passt das schon und außerdem so oft ist es auch nicht zum Fahren. Gerade im Herbst jetzt da natürlich ist es extrem, weil mit dem Laub und das Alles (IP 5).
... plötzlich haben wir sechs Betten gehabt und die haben wir gemeinsam aufgestellt ... (IP 3).
... ging so eine Liste herum, wer hat was, und was würde er zur Verfügung stellen.
... Leute im Haus, wenn man die fragt, borgt ihr mir das Auto, ich würde gerne morgen zum Ikea fahren, wird es kein Problem sein, wenn sie es nicht brauchen (IP 3).
Da ist alles Mögliche gestanden, von der Getreidemühle über Bücher (IP 3).
‘Praktik des sich Öffnens‘
... wir beten auch so für einander immer wieder, wenn man weiß, was den anderen beschäftigt, dann sagt man, ok (IP 2).
... bei uns kann jeder hineinschauen, weil wir keine Vorhänge haben ... man sieht da vom Stiegenhaus rein und wir sehen da in die Wohnungen hoch ... (IP 3).
... wenn mein Vertrauen da ist, dann kann man Dinge ganz anders regeln, als wie wenn man sich fremd ist, ja (IP 6).

... das man den Menschen jeden Tag auch aufs neue offen begegnet im Stiegenhaus, dass man nicht aneinander vorbeigeht, sondern dass man auch offen ist für neue Vorschläge (IP 3).
... Reden aber auch Austausch ... ein Mitteilen von sich und je mehr ich mich Mitteile umso mehr Vertrauen entsteht und auch umso mehr Gemeinschaft entsteht (IP 6).
... auch wieder neu, es gibt ja jetzt nicht nur Katholische Messen es sind ja jetzt auch Evangelische Messen (IP 1).
„Praktik der Informationsweitergabe“
... reden tun wir in den Versammlungen viel und versuchen auch immer so unter der Woche miteinander zu kommunizieren Dinge zu bereden, die halt, am Gang wennst dich triffst oder telefonierst einmal oder email (IP 2).
... wenn gegrillt wird, das man so Zettel aufhängt, wir grillen heute und wer dazukommen will kann dazukommen (IP 2).
... der eine hängt gerade die Wäsche auf und man plaudert wie der Tag war oder was man morgen kocht (IP 3).
... man schaut doch immer im Aufzug nach, jö also der hat heute Geburtstag, ich schau hin, ich sag "Hallo" (IP 1).

2. Verteilungspraktiken (Routinen)

Praktiken der Gleichverteilung

„Praktik der Wahl“
... einmal im Monat haben wir eine Versammlung ... die Pflicht ist, das geht über das Vereinsrecht, treffen wir uns laut Statuten und das ist das Einzige, wo man wirklich da sein muss, oder sich vertreten lassen muss (IP 2).
... die Sprecher nur für zwei Jahre gewählt werden und auch das Leitungsteam wird für zwei Jahre gewählt, das ändert sich dann immer, du kannst auch nur für eine bestimmte Periodenanzahl diese Tätigkeit ausüben (IP 2).
„Praktik des Anteils“
... da hat jeder gleiches Mitspracherecht ... jede Familie mit minderjährigen Kindern hat noch eine Kinderstimme dazu (IP 2).
... das Finanzteam, bespricht immer wieder die Finanzen, auch ah die Vorschriften für das Jahr müssen immer wieder neu berechnet werden, weil das Haus eben Kosten hat und die müssen dann entsprechend verteilt werden möglichst gerecht auf alle (IP 2).
... wir versuchen eben Wohnungen an Jüngere und Familien zu vergeben, damit das wieder ein bisschen besser durchmischt wird ... es hat jetzt einen relativ großen Wechsel gegeben. Es war sehr kontinuierlich die ersten 20 Jahre sag ich einmal ... (IP 2).

... es schon angepasst sein soll, an die Menschen, die halt wohnen, wie viele sind das? Und wenn ich da nur zu zweit bin, oder angenommen zu dritt, wenn die Kinder, dann sollte man halt entsprechend die Wohnräume haben, also nicht übermäßig mehr (IP 5).
... Die da drinnen wohnen werden immer älter und vergreisen und es wird letztendlich ein Altersheim ... bei den Grundüberlegungen am Anfang ... wir sollen auf die Durchmischung schauen und so ist am Anfang, die Älteste, glaube ich weit über 70 gewesen (IP 1).
... jeder weiß, ok, da gehöre ich dazu und wenn jetzt etwas anliegt, dann trifft man sich im Team, halt ja, und bereitet irgendetwas vor oder arbeitet etwas aus ... wenn es die Teams nicht gibt, dann melden sich immer die gleichen, beziehungsweise meldet sich dann irgendwer nie zu irgendwelche Sachen (IP 5).
... wenn gekocht wird für ein Mittagessen, wenn Gartentag ist ... dann kocht auch jeder, irgendwer macht einen Salat, irgendwer macht Hauptspeisen, irgendwer einen Kuchen (IP 5).
... Ich gebe meine Kinder einmal zu jemandem und dann muss ich natürlich die Kinder von jemandem anderen auch wieder nehmen (IP 6).
... wir haben da einen ziemlich großen begrünten Innenhof und den teilen wir uns mit den Nachbarn vis á vie. Es hat jeder so seinen Bereich, wo man sitzt ... (IP 3).
... jeder versucht etwas Beizutragen, von dem er glaubt, das kann ich, das mache ich und das er dieses Talent, oder diese Sache eben dann der Gemeinschaft zur Verfügung stellt (IP 1).
... machen wir gemeinsam Gartentage, das Haus wird mindestens einmal im Jahr gemeinsam geputzt, also so das was man nicht wöchentlich putzt wird gemeinsam geputzt (IP 2).
... dann sagen halt manche, ich fühle mich zu schwach oder zu alt und ich kann nicht anders, ich habe zu viel zu tun, ich bin berufstätig und ich will das Wochenende frei und dann suchen wir gemeinsam nach einer Lösung und sagen, ist es fair, entweder putzen oder zahlen (IP 6).
... bei allen möglichen Terminen oder Festen oder Veranstaltungen, wenn es kulinarisches geben soll, dann gibt es eine Liste eben, wo sich die Leute eintragen, wer bringt was (IP 5).
... es ist ein geben und nehmen, man muss halt schauen, dass es im Gleichgewicht bleibt (IP lacht), dass man nicht zu viel gibt oder nicht zu viel nimmt (IP 2).

Verteilungspraktiken nach askriptiven Merkmalen

‘Praktik der Rücksichtnahme‘
... die ja für die Pflanzen und Blumen auf der Dachterrasse verantwortlich war, das ist dann ab einem gewissen Alter geht das dann nicht mehr und dann muss das halt wer anderer übernehmen (IP 5).
... schneiden von Büschen und hexeln und so weiter. Da tun sich dann auch die jüngeren leichter und wer gebrechlicher mit 80 Jahren wird es nicht machen ... der macht dafür etwas anderes ... bäckt einmal einen Kuchen (IP 3).

... jeder so nach seinen Möglichkeiten, die Älteren, die nicht mehr können, die geben einen finanziellen Beitrag. Da kann man wieder jemanden von auswärts holen (IP 2).
... das Putzfest, wo halt jeder zweimal im Jahr darauf schaut, das das Haus wieder auf Hoch-glanz kommt ... nachdem ich halt nichts mehr sehe, bin ich halt der Koch geworden (IP 1).

Praktiken der individuellen Verteilung

‘Praktik der Zuständigkeit‘
... jeder weiß, ok, da gehöre ich dazu und wenn jetzt etwas anliegt, dann trifft man sich im Team, halt ja, und bereitet irgendetwas vor oder arbeitet etwas aus (IP 5).
... was auch dieses ganze B.R.O.T.-System am Leben erhält sind die Teams ... vom Spiritualitäts- über das Gartenteam, vom Housewatching Team, das sind Leute ... die einen gewissen Aufgabenbereich übernommen haben und ah, den auch gemeinsam betreuen (IP 1).
... wir haben verschiedene Teams, das eine das Sozialteam, dann gibt es ein Gartenteam, Finanzteam, Eventteam ... ein Housewatching Team, die übernehmen so ein bisschen den Hausmeister (IP 3).
... Wir sind organisatorisch so aufgeteilt, dass es zwei Sprecher gibt, dann gibt es ein Leitungsteam, das die Sprecher unterstützen und dann gibt es noch andere Teams, wo eben die Aufgaben verteilt sind, es gibt ein Sozialteam, es gibt ein Spiritualitätsteam, Gartenteam, Eventteam, solche Sachen, wo die Aufgaben dann ein bisschen verteilt werden (IP 2).
‘Praktik des Teilens‘
... nicht nur, dass man sein Gebet teilt und dass man miteinander ist, sondern dass man von Eiern, Milch und Zucker teilt und auch seine Ressourcen teilt ... ob das jetzt vom Verbandswechsel ist über die Computerhilfe ... (IP 3).
... man kocht einmal zu viel und sagt, mir ist etwas über, ahm, man ruft den Nachbarn an und fragt 'hast du heute schon gegessen, oder ich bring dir einen Topf hinauf' oder man schließt sich zusammen und sagt, du heute koch ich einmal für deine Kinder mit (IP 6).
... weil es bereitet dann auch immer wer anderer vor und das ist recht interessant, weil man lernt die anderen auch besser kennen, wie sie das sehen und wie sie denken (IP 2).
... wir haben ja diesen Tisch 'zur freien Entnahme' wenn Gewand nicht mehr passt, sei es von Kindern oder Erwachsenen, legen wir das hinunter zur freien Entnahme (IP 6).

3 Unterstützungspraktiken (Routinen)

Interne Unterstützungspraktiken

‘Praktik der gegenseitigen Unterstützung‘
... dass man sich nicht abschottet im Haus, sondern dass man sehr wohl sich unterstützt gegenseitig in diversesten, ah Sachen, Belange (IP 5).

... jetzt merkt man halt schon es gibt eine bestehende Gemeinschaft, wo man liebevoll aufgenommen wird (IP 3).
... wenn du jetzt alt wirst im Haus, es wird geschaut, es ist, bist jetzt ist sich um jeden noch gekümmert worden (IP 5).
... die zum Beispiel sind durch Einkäufe und auch kochen unterstützt worden, die haben täglich Essen gekriegt, da hat sich jemand vom Haus gefunden eben, die auch unter Tags halt da sind (IP 5).
... ich darf jedem beim Computerproblem helfen und. Und mein Mann, der ist Krankenpfleger, der darf da wieder helfen (IP 3).
... hat jeder der halt wollen hat, Suppen, ein bisschen größere Suppentopf gekocht und hat das dann halt eingefroren und die Heimhilfe hat das dann gerichtet. Und wenn sie etwas gebraucht hat, hat sie irgendwo angerufen und man ist gekommen und hat ihr geholfen (IP 2).
... wo können wir uns einbringen, dass man die Nachbarn kennt, das man sich da unterstützt und das man auch etwas gibt, man da einfach auch ein bisschen öffnet und auch im christlichen Sinne, dass man gemeinsam Teilt und nicht nur sein eigenes Leben macht (IP 3).
... Juni bis Mai dieses Jahres habe ich die B. betreut ... war für mich so ein 8 Uhr Früh B. anrufen, was brauchst du, einkaufen gehen und da war zumindest Vieles abgedeckt ... (IP 1).
... ein Dorf in der Großstadt, man kennt sich, man unterstützt sich, man ist da, man schaut aufeinander (IP 3).
... wenn man jetzt mitkriegt, wenn jemand krank ist, dass jemand Hilfe braucht, ob man jetzt eine Suppe kocht oder um 10 Uhr am Abend noch einmal anruft (IP 3).
‘Praktik der finanziellen Unterstützung‘
... haben ja den Solidaritätsfond, wo wenn jetzt Mitglieder im Haus irgendwo in einer finanziellen Not sind, sie brauchen jetzt ein paar tausend Euro angenommen, wird das vorgestreckt (IP 5).
‘Praktik des spontanen Helfens‘
... Sachen die passieren, wenn man merkt, es braucht gerade jemand Hilfe, dass man dann vielleicht auch seinen eigenen Plan einmal, dass man da spontan ist (IP 3).
... wenn wer sagt, kann mir wer helfen, ich will das und das machen (IP 3).
... oder dass man auch zu den Älteren einmal gehen kann und sagen, ein Kind ist krank ... kann sich wer zu mir hinübersetzen und auf das Kind schauen (IP 6).
... auch einmal anläuten, wenn sie sich hinausperren und die Mama ist gerade einkaufen ... es gibt Zentralschlüssel und dann kann man jemanden anrufen und dann schaut man dass man nicht am Gang stehen muss. (IP 3).
‘Praktik der Versöhnung‘
... auch ein Versöhnungsteam, das heißt, wenn es Konflikte gibt, die man nicht bewältigen kann gemeinsam ... dass da irgendwer vermittelt (IP 3).
‘Praktik des Gebets‘

... man lernt sich ja auch beim Beten gut kennen und beim gemeinsamen Austauschen ... wo Leute im Haus verstorben sind, dass man da auch für einander da war (IP 3).
... es gibt eben auch reine Gebetsabende, dann es gibt Bibelabende, wo wir auch immer gemeinsam beten ... auch so für einander immer wieder, wenn man weiß, was den anderen beschäftigt (IP 2).

Externe Unterstützungspraktiken

‘Praktik des spontanen Helfens’
... wir unterstützen Sozialprojekte immer wieder, es gibt einen Fond wo regelmäßig eingezahlt wird und wo dann Sozialprojekte unterstützt werden, im In- und im Ausland (IP 2).
... trifft sie zufällig am Gang, man kann ... einmal fragen, wie habt ihr es heute und so und man bekommt natürlich auch mit, wenn Streit oder Lärm ist, ... kann dann eher einmal sagen, vielleicht sollte man da einmal nachfragen, ob Hilfe nötig ist (IP 6).
... zu unterstützen in alltäglichen Dingen, ja, also ihnen auch freundlich zu Begegnen, sie Wertzuschätzen und einfach da zu sein, wenn sie irgendwelche Schwierigkeiten haben, dass man einmal was hilft (IP 2).
... wir hatten schon einmal zum Beispiel ein ganz junges Pärchen gehabt ... haben ein Baby bekommen ... können sie das Baby, wenn sie fortgehen bei mir lassen (IP 6).
... es gibt jetzt Bemühungen auch den Flüchtlingen zu helfen und was, wie der Balkankrieg war, da waren auch viele Flüchtlinge da (IP 2).
... ich habe geholfen, diese ganze Wohnung einzurichten ... ich bin relativ gut vernetzt, ich bin in einer christlichen Gemeinschaft ... habe es dort bekanntgegeben (IP 6).
... schlepp jeden Tag ... weil jeder vom Kindergarten und Gemeinde, jeder gibt mir Säcke mit, mit Gewand, die habe ich dann da hergetragen und gesagt, sucht aus, was ihr wollt (IP 6).

4 Loyalitätspraktiken (Routinen)

Interne Loyalitätspraktiken

‘Praktik der gegenseitigen Unterstützung auf Dauer’
... das man sich darauf besinnt und das man irgendwie auch noch einmal darüber nachdenkt, wie wichtig ist jetzt was und sind meine Probleme so wichtig (IP 3).
... dass man gemeinsam da ist ... dass man sich das immer wieder besinnt, auch bei Konflikten (IP 3).
... Die war wesentlich stärker behindert und auch körperlich ... wir waren von Anfang an überfordert ... eine persönliche Assistenz, bis das durchgesetzt worden ... da ist auch etwas von scheitern. Lange, lange, zwanzig Jahre glaube ich ... wenn man es von Anfang an klar weiss, dann kann man besser entscheiden, aber das ist schlecht gelaufen. Und dann war sie schon da und war als Mitglied aufgenommen. (IP 4).

... da stoßen wir doch bald an Grenzen ... es sind sehr viele berufstätig, ja, wenige wirklich zu Hause und da geht das dann nicht. Da müssen alle Seiten mithelfen, aber der Wunsch ist schon von Vielen, hier im Haus alt zu werden (IP 2).
... die B. hat ja bei mir am Gang gewohnt ... da hat sie gesagt, ja koch ma du, also sie hat sich die Köche ausgesucht ... dann kocht man halt die Suppen und bringt die jeden Tag hinüber ... wenn man dann eine Diät kocht, die die eigenen Kinder nicht essen wollen, dann macht man halt einen Topf mit 6 Litern und portioniert das, weil ich mich nicht jeden Tag hinstellen kann und das dann kochen (IP 6).
... Ich kann nicht mehr sehr viel anbieten an Unterstützung, aber das wird auch akzeptiert, also ich habe irgendwie auch das meine getan (IP 4).
‘Praktik der Toleranz‘
... die Unordnung eben, dass jeder alles irgendwohin stellt ... es gibt viele Gemeinschaftsflächen und wenn man etwas hinstellt, soll man es beschriften und hinschreiben, wie lange es ungefähr steht (IP 2).
... den einen ist es vollkommen Wurscht, den anderen stört es und da muss man halt dann einen Mittelweg finden. Das sind diese Dinge, wo es dann auch mal Spannungen gibt, wenn jemand den ganzen Gang anräumt (IP 2).
... Wäscheständer am Gang, ja. Das wird geduldet, ja. Nur die Geländer sollten frei gehalten werden, dass man da nicht die Leintücher und das Bettzeug über das Geländer hängt (IP 5).
... das Wäsche aufhängen, das ist ein großer Gemeinschaftsfaktor, weil wir alle die Wäsche am Gang haben und da wenn man zu Fuß immer hinauf gibt, da trifft man die Leute am Gang und trifft die Leute beim Wäsche aufhängen. Also ich treff, bei mir geht kaum ein Tag vorbei, wo ich nicht jemanden im Stiegenhaus Treff und mit dem rede (IP 6).
... auch wieder neu, es gibt ja jetzt nicht Katholische Messen es sind ja jetzt auch Evangelische Messen (IP 1).
... aber man braucht auch Humor (IP 4).
... es ist zwar eine Verbindlichkeit dorthin zu gehen, man sollte hingehen, man müsste hingehen, aber und es freuen sich auch immer alle wenn jemand da ist und es werden auch diejenigen vermisst, die nicht da sind, aber es wird niemand ein Strick oder ein Vorwurf gemacht, dass er nicht da ist (IP 1).
... wenn er Dinge anders sieht, dort ist halt die Toleranz zu sagen, ok, es denkt halt nicht jeder so wie ich, und der darf aber auch genauso sein, ja. Also das man merkt, zu penibel darf man auch nicht sein, weil dann hast du hundert Punkte, die du jeden Tag besprechen musst (IP 6).
... natürlich gibt es da auch einmal ein Gleichgewicht und einmal ein Ungleichgewicht, dass manche Familien oft kommen und selten geben und zu mindest zu einem selbst wenig zurückkommt (IP 6).
... ja, da ist halt auch wieder das Prinzip, ich rede am ehesten mit dem, der mir nahe steht, wo ich das Gefühl habe, da kann ich das ansprechen ohne ihn total zu vergraulen und mit

denen, mit denen ich halt sehr wenig Kontakt habe, weil er halt sehr wenig teilnimmt und ich merke, ich kenne den gar nicht wirklich, der wohnt halt da (IP 6).
... wenn dann jemand draußen aufhängt: Jesus liebt dich! Dann ist das hoffentlich bald wieder weg, aber das ist, das ist einfach nicht meines (IP 4).
... aber mit Evangelischen, Lutherischen, ich tue mir schon viel schwerer mit Freikirchlichen (IP 4).
‘Praktik der Akzeptanz‘
... da haben wir zwei Bewerbungen gehabt und da war absolut, halbe halbe Stimmen.... die eine Familie habe ich hineingebracht ... wir müssen losen ... ich muss ziehen und ich habe die gezogen, die ich nicht wollte. Muss man auch damit leben (IP 4).
... wenn Sachen beschlossen werden und Zweidrittelmehrheit sagt ja, und man gehört zu dem einen drittel, die wo dagegen sind oder umgekehrt, dann muss man halt Mehrheit akzeptieren (IP 3).
... aber ich kann nicht alles unterstützen und alles gut finden, gleichzeitig muss man schauen, wie weit kann ich zu dem, was die anderen machen und was mir nicht so liegt, einfach ja sagen, weil es nix tut (IP 4).
... wenn er Dinge anders sieht ... ok, es denkt halt nicht jeder so wie ich, und der darf aber auch genauso sein (IP 6).
... oft will ich es trotzdem nicht, aber dann denke ich mir, mir liegt eigentlich nicht wirklich etwas daran, aber dem ist das so wichtig und dann stimme ich halt dafür, weil ich merke, dem ist das wichtig (IP 6).
... es gibt durchaus auch Leute, die sich wenig einbringen oder kaum zu sehen sind und das geht natürlich dann auch auf Kosten derer, die viel machen ... da ist ja wie-der das Prinzip, wir sind alle gleichberechtigt und gleichwertig, wie kommt also der dazu, dass er mir sagt, na (IP 6).
... beim Haus hat man die eigene Meinung und die des Partners und hier hat man 20 bis 30 Meinungen bei den Abstimmungen, ja, wo man einen Konsens finden muss, und dann auch mit den Konsequenzen leben, wie es entschieden wird (IP 6).
... dass jeder sagt, jipi, das ist die Lösung, ah, das ist es nicht immer, aber so dass zu mindest dann 90 Prozent abnicken, ja, das finde ich fair, das würde ich so machen, ahm, das ist durchaus das Ziel, das wird auch öfter erreicht, ja (IP 6).

Externe Loyalitätspraktiken

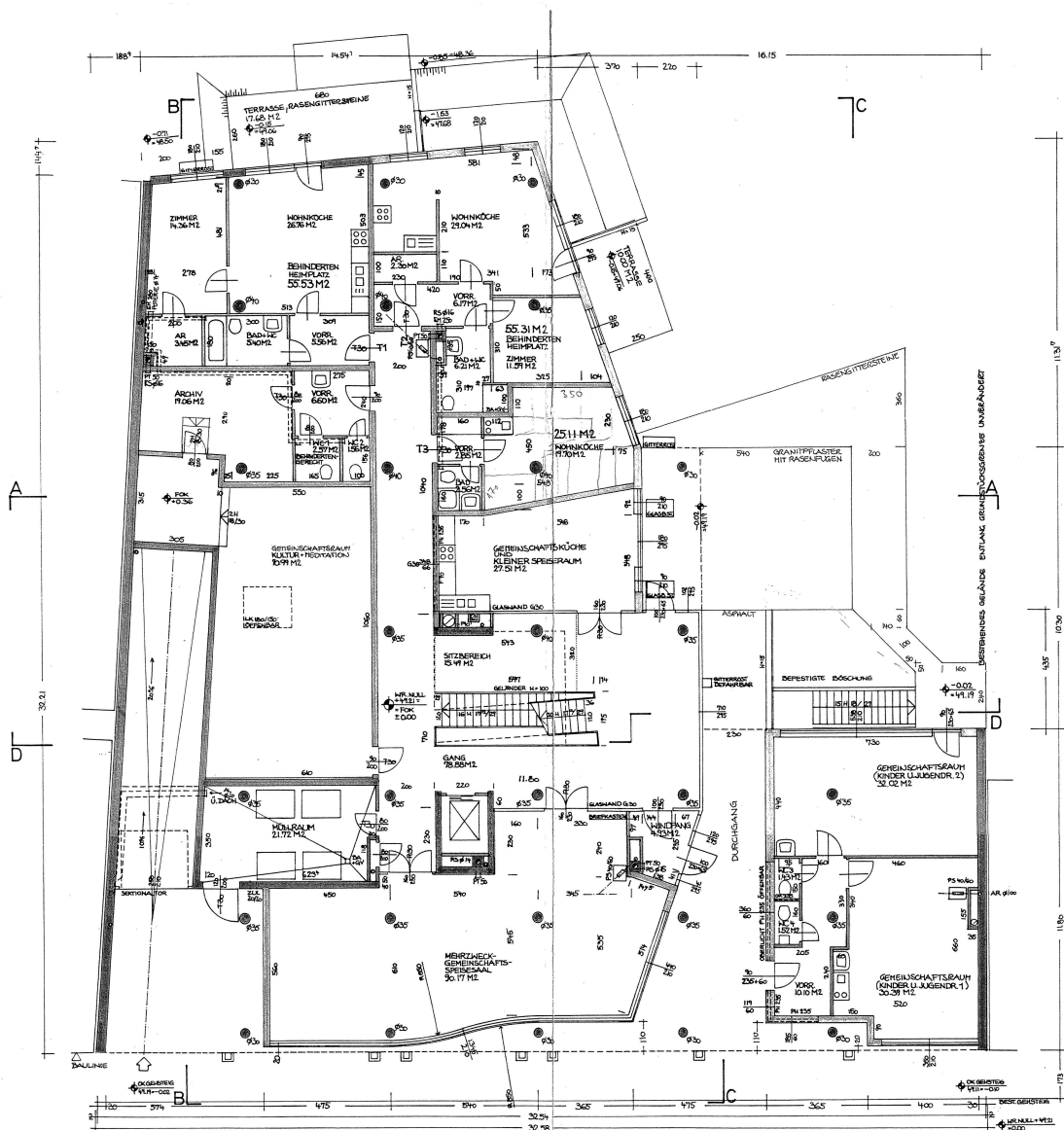
‘Praktik Zugesagtes fortzuführen‘
... er hätte vielleicht Fußfesseln kriegen können ... manche sind dann total dagegen, nicht, aber doch ein so großer Teil, der Menschen hier, die gesagt haben, wir zahlen einen bestimmten Betrag monatlich (IP 4).
... das hängt mit den Statuten zusammen, wir haben ja Statuten, jeder Verein hat Statuten nicht und die Statuten werden schon weitergegeben an die anderen B.R.O.T.-Häuser und die müssen sie eigentlich schon akzeptieren (IP 5).

... auch mit dem Adventkranzbinden, wir uns da verschließen würden, das ist das B.R.O.T.-Haus und da hat keiner zum hineinkommen, ja. Das wäre der falsche Weg ... (IP 5).

... ich glaube, da sind von uns nicht alle einverstanden unbedingt, jetzt vom Ur-B.R.O.T.-Haus, weil das eben B.R.O.T. hat eben diese Wörter und die, also einige haben sich sicher vorgestellt, dass das eben gilt und das gilt auch natürlich für die anderen B.R.O.T.-Häuser dann, ja (IP 5).

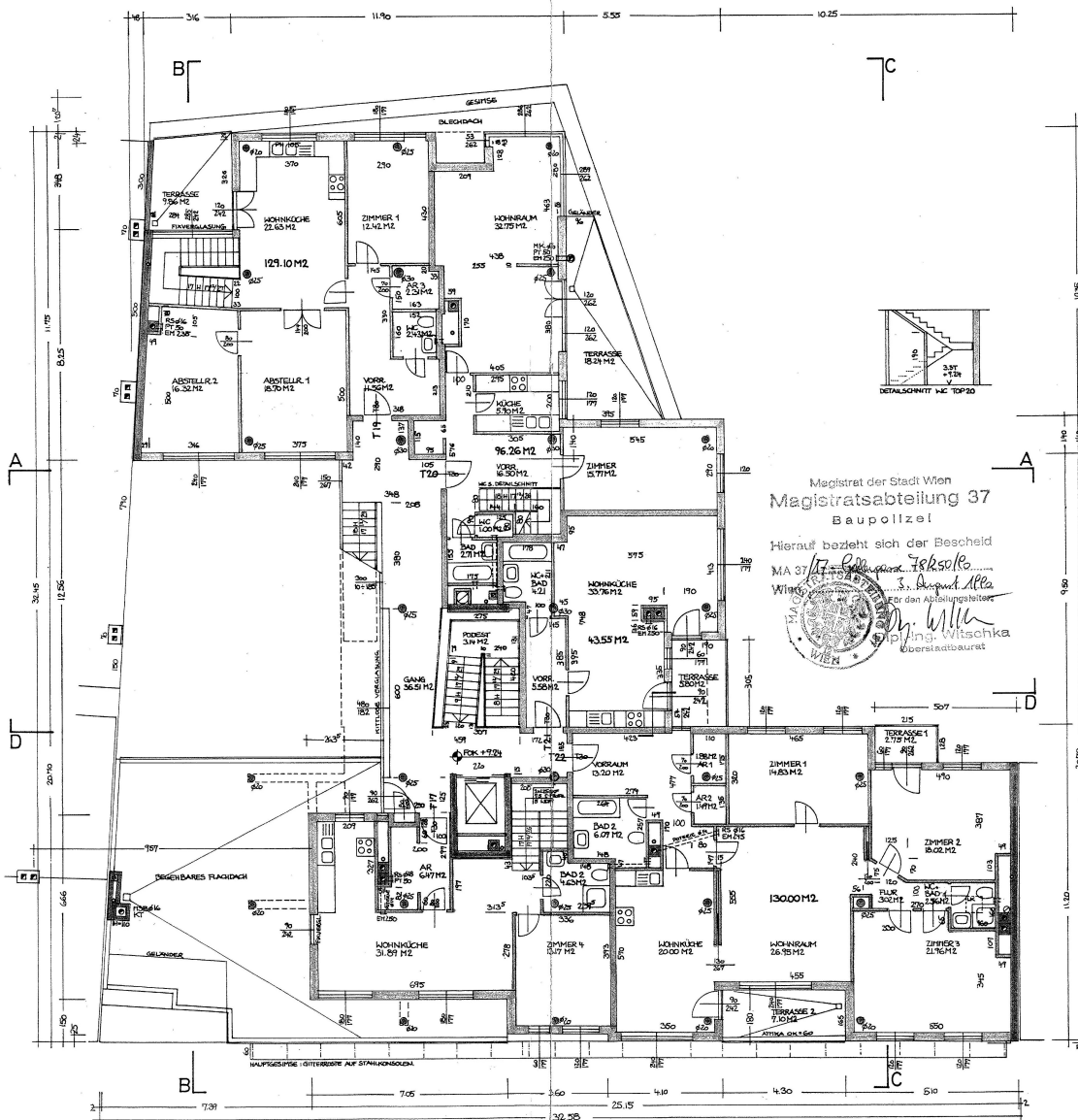
... weil Mitglieder eben mitunter andere Werte dann haben, die da gefunden worden sind. Dem einen war das schon wichtig, dem anderen nicht so, aber man sagt halt jetzt auch nicht, na gut, wenn dir das nicht genauso wichtig ist dann hast nix verloren da. Man ist dann tolerant, ja (IP 5).

100

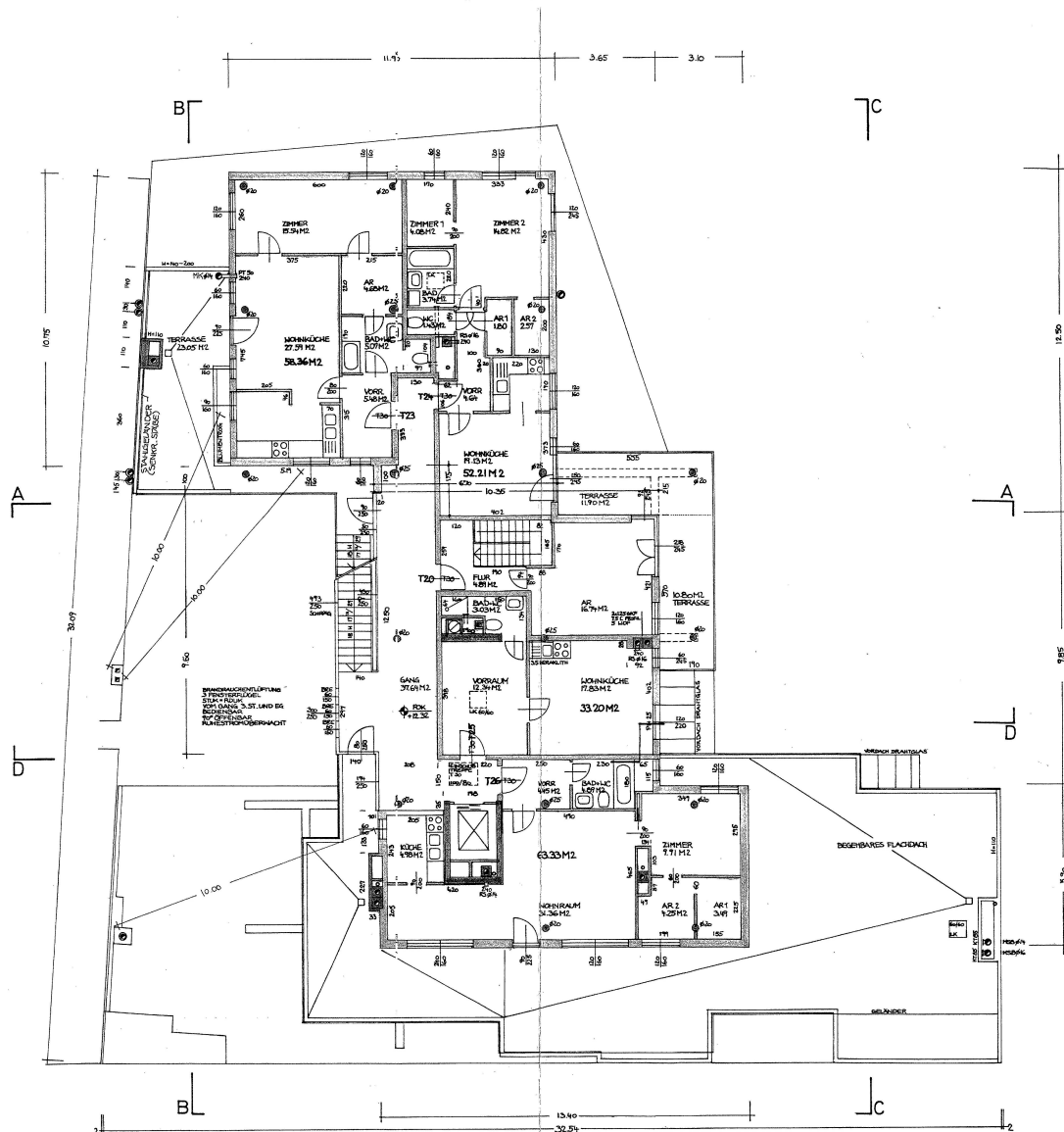


ERDGESCHOSS

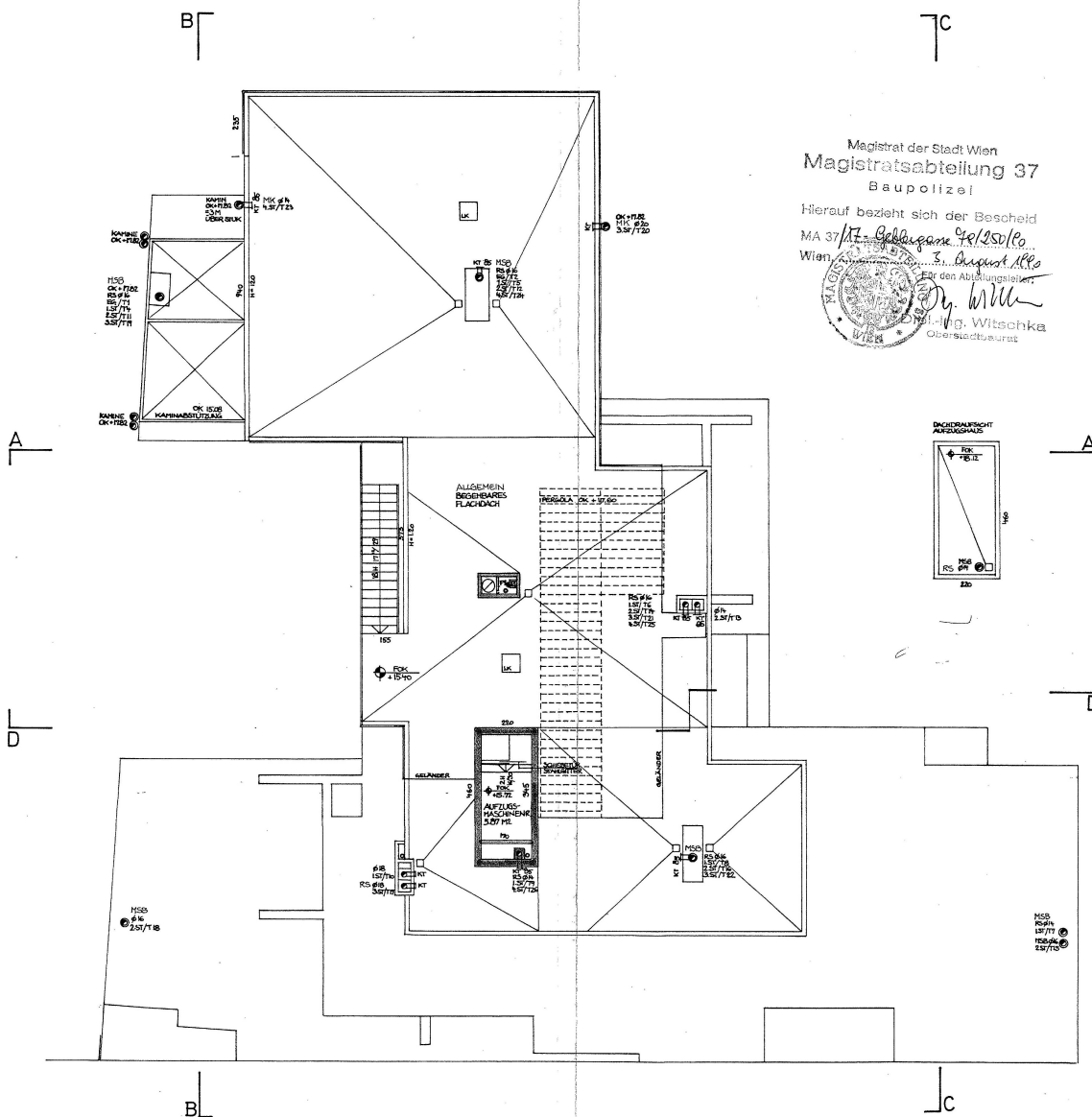
Regelrat der Stadt Wien
 1111 Wien



3. STOCK



4.STOCK



Magistrat der Stadt Wien
Magistratsabteilung 37
Baupolizei

Hierauf bezieht sich der Bescheid

MA 37/17-*Gebäude Nr. 120/10*

Wien, *3. August 1880*

Für den Abteilungsleiter

Dr. Witschka

Oberbaudirektor

DACH

9.3 Zusammenfassung

In den letzten Jahren ist ein Anstieg an Gemeinschaftlichen Wohnprojekten zu verzeichnen, der Anstieg wird als Konsequenz zunehmender Modernisierungs- und Individualisierungsprozesse gesehen. Durch die Herauslösung aus traditionellen Bindungen, gewinnen Individuen subjektiv komplexe Freiheiten, diese zu Nutzen und die Folgen zu tragen, führt jedoch zunehmend zu Überforderungserscheinungen. Ein Rückhalt wird in neuen Zugehörigkeiten, wie den von Gemeinschaftlichen Wohnprojekten gefunden, daraus entsteht ein Spannungsverhältnis, als Teil der Gesellschaft individualisiert und gleichzeitig solidarisch in einer Gemeinschaft zu leben. Ziel der Arbeit war durch Expertinnen /Experteninterviews, sowie durch Teilnehmende Beobachtung, jene sozialen Praktiken herauszuarbeiten, welche die Mitglieder in einem Gemeinschaftlichen Wohnprojekt anwenden, um Solidarität herstellen. Dazu wurde das theoretische Konzept der Solidarnormen von Tranow (Tranow 2012) aufgegriffen und in ein Konzept der Solidarpraktiken abgeändert.

9.4 Abstract

Within the last few years, there has been a noted increase of Cohousing projects. This increase is being considered as a consequence of increasing Modernization and Individualization. Through the separation of traditional bonds, subjective complex freedoms of the individual are increased. However to use these freedoms and to carry the consequences, leads to an increase in excessive demand in the individual. Support is found in the new social affiliation that is created or found in Cohousing projects, through which a level of stress ratio develops, which as a part of the community jointly individualizes and solidifies the community to live together. The goal of this paper was to observe such social practices through expert interviews and participation observation, specifically these processes that lead members in a Cohousing project to create solidarity. In order to do this, the theoretical concept of Solidarity Norms, according to Tranow (Tranow 2012), was used and adapted for the concept of Solidarity Practices.

9.5 Lebenslauf

Persönliche Daten

Name	Sabine Hagen, BA
Geburtsdatum	25. 01. 1968
Geburtsort	Wien
Nationalität	Österreich
Kinder	2 (2006, 2001)

2. Bildungsweg

03/2016	ÖPIA, Österreichische Plattform für Interdisziplinäre Alternsfragen Mitarbeit Hochaltrigkeitsstudie als Interviewerin
10/2013	Beginn: Masterstudium der Sozialwissenschaften, Bereich Soziologie, Universität Wien,
08/2013	Bachelor of Arts
03/2013 - 06/2013	Freiwilliges Forschungspraktikum Abteilung für Forschung und Wissensmanagement Kuratorium für Verkehrssicherheit, Wien
01/2010	Beginn: Bachelorstudium der Sozialwissenschaften, Bereich Soziologie, Universität Wien

Werdegang

10/1999	Gewerbeanmeldung, Franke&Hagen Grafik Design
05/1999 - 07/1999	Angestellte bei Vurglics & Partner GmbH, Grafikstudio
10/1998 - 04/1999	Angestellte bei Puttner Bates, Werbeagentur
01/1992 - 11/1998	Angestellte bei TBWA, Werbeagentur
10/1989 - 12/1991	Angestellte bei AtGams, Werbeagentur
10/1988 - 09/1989	Werbeabteilung, Verband Ländlicher Genossenschaften
06/1988	Abschluss Werbeakademie mit Diplom in Grafik Design
09/1986 - 06/1988	Ausbildung zur Grafik-Designerin, Dauer: 4 Semester
1983 - 1986	BORG für Musik und Kunst, Hegelgasse 12, 1010 Wien
1978 – 1982	BRG, Geblergasse 56, 1170 Wien
1974 – 1978	Volksschule, Tomaschekstraße 44, 1210 Wien

9.6 Eidesstattliche Erklärung

Ich, Sabine Hagen, erkläre hiermit an Eides Statt, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig und ohne Benutzung anderer als der angegebenen Hilfsmittel angefertigt habe. Die aus fremden Quellen direkt oder indirekt übernommenen Gedanken sind als solche kenntlich gemacht.

Die Arbeit wurde bisher in gleicher oder ähnlicher Form keiner anderen Prüfungsbehörde vorgelegt und auch noch nicht veröffentlicht.

Wien, Februar 2016